

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/
Couverture de couleur

Coloured pages/
Pages de couleur

Covers damaged/
Couverture endommagée

Pages damaged/
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title page of issue/
Page de titre de la livraison

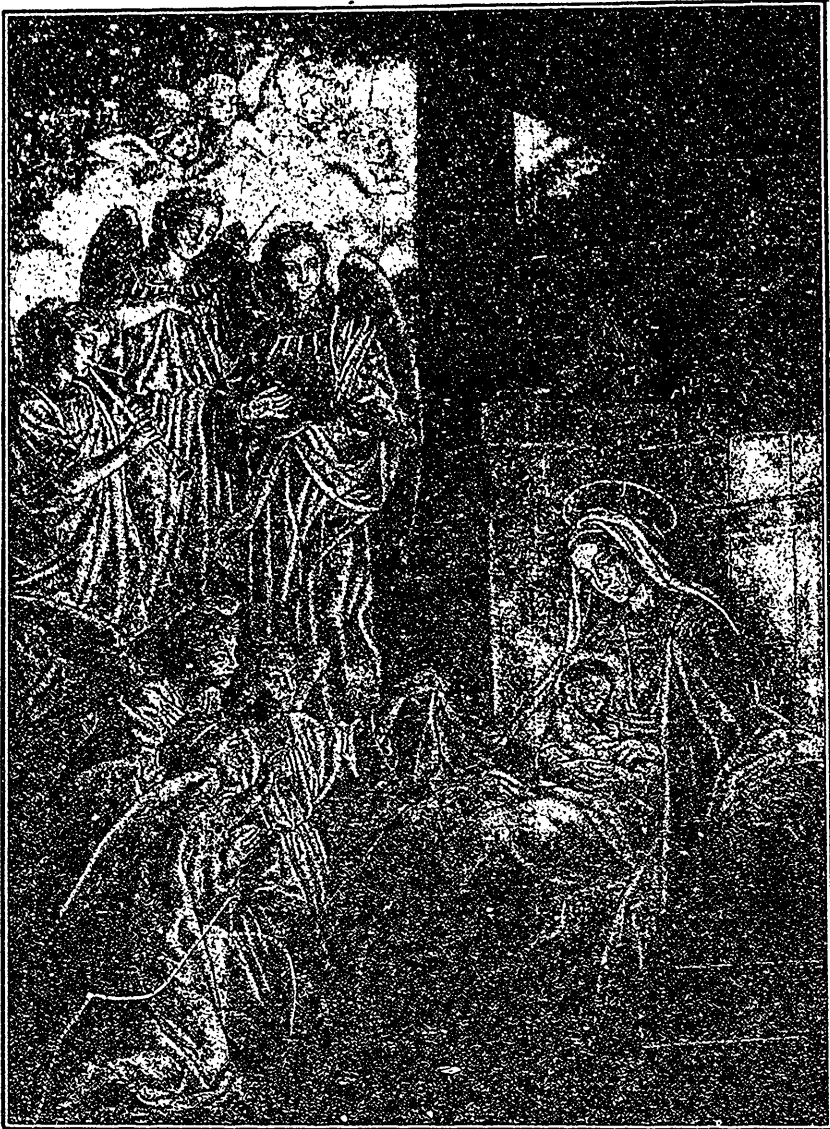
Caption of issue/
Titre de départ de la livraison

Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments: /
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below /
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



Die Königin der Engel.

An unsere Leser.

Mit dieser Nummer schließt der zweite Jahrgang der „Mundschau.“ Aber es kommt auch damit das Erscheinen dieser einzigen Monatschrift in deutscher Sprache zu Ehren der Himmelskönigin definitiv zum Abschluß. Die Kosten dieses frommen Unternehmens haben sich als zu groß erwiesen, als daß sie weiter erschungen werden könnten. Möge der liebe Gott wenigstens die gute Absicht gnädig gelten lassen.

Wir werden allen Lesern der „Mundschau“ fortan die

„Carmelite Review“

zuschicken, welche nur \$1.00 pro Jahr kostet, ebenfalls trefflich redigirt ist und in gleicher Weise der Verehrung „Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel“ und der Verbreitung Ihres Skapulieres gewidmet ist.

☞ Alle Briefe, Bestellungen und Mittheilungen sind zu richten an „Carmelite Review“, Niagara Falls, Ontario.

Z u n d s c h a u



Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

September 1899.

Nummer 12.

— ❁ — G r u ß. — ❁ —

In ew'gem Hymnus jauchzet Dir
Der wilde Katarakt,
Der regen Arbeit laute Lust,
Der wirren Räder Taft.

Dir glüht der fälle Morgen-
rauch,
Des Stromes Silber-Au,
Und Aue-Glocken tönen Dir,
Du himmlisch-schöne Frau.

Im Laube, das so thauessfrisch
Dein Heiligthum umschlingt,
Ein stimmenreicher Vogelchor,
Zu Deinem Preise singt.

Wer je, von Licht und Duft
umweht,
Vor Deinem Bilde kniet,
Dem wird das fromme Stillgebet
Zum frohen Jubellied.

Drum, weilte ich auch ferne Dir,
Der fälle Königin,
Mein Herze zöge täglich doch
Zu Dir voll Sehnsucht hin.

W. K.



Das Leben des hl. Simon von Stock.

Die Erscheinung Unserer Lieben Frau vom Stapulier.

Von P. Bernhard, C. D.

(Schluß.)

Nachdem die von der Vorsehung bestimmte Zeit gekommen war, wollte Gott durch Simon von Stock das große Werk der Ausbreitung des Karmeliterordens in Europa vollenden. Sechs Jahre hatte unser Heiliger später auf dem Karmel ein Anachoretenleben geführt, als er erfuhr, daß einige englische Herren nach Ausführung ihres Gelübdes, im heiligen Lande zu dienen, sich anschickten, nach England unter Segel zu gehen. Geleitet von der Hand Gottes kamen sie und machten ihm den Antrag, ihn mit allen Religiosen, die ihn begleiten wollten, aufs Schiff zu nehmen. Dies Anerbieten ward angenommen. Als dann der General des Ordens, der selige Manuſ, keine Hoffnung mehr hegte, sich im heiligen Lande zu halten und die von den Ungläubigen in Palästina zerstörten Klöster dem größten Theile nach wieder herzustellen, ließ er der bereits begonnenen Auswanderung der Religiosen freien Lauf. Nachdem er für die Ruhe und Sicherheit der in Palästina Zurückbleibenden Vorſorge getroffen, indem er einen gewissen P. Hilarion als Vikar hinterließ, bestieg er das Schiff mit einer großen Anzahl Religiosen, unter denen sich auch Simon von Stock befand. Sie wurden mit allen Beweisen der Ehrfurcht und Hochſchätzung von jenen englischen Herren aufgenommen, die, meist Zeugen eines Wunders an der Eliasquelle, sich glücklich schätzten, diese frommen Ordensleute bei sich zu haben, indem sie von ihrem Gebete eine günstige Fahrt erwarteten. Sie wurden in ihrer Erwartung nicht getäuscht, denn die seligste Jungfrau, deren mächtigen Schutz Simon von Stock und seine Begleiter während der ganzen Reise anſahen, schirmte ihre Fahrt und so landeten sie trotz der Gefahren eines klippenvollen Meeres und der beständigen An-

griffe von Seiten der Ungläubigen glücklich in England, wo sich diese fromme, vom Karmel gekommene Kolonie in verschiedene, in diesem Reiche bereits gegründete Einsiedeleien und Klöster begab. Der General zog sich mit Simon von Stock in das Kloster von Nylesford zurück, eines der größten zwei Klöster, die durch die fromme Freigebigkeit einiger Engländer vor kurzem waren erbaut worden.

Unterrichtet von den Fortschritten des Ordens seit der allgemeinen Auswanderung der Brüder, faßte der selige Manuſ, nachdem er die gegenwärtige Lage des Ordens geprüft, den Plan, Simon von Stock die Aufgabe zu übertragen, ein Unternehmen zu leiten, dessen glückliche Anfänge und gleichsam wunderbare Fortschritte allseitig seine Geschicklichkeit für die Regierung des Ordens bekundeten. Sein Vermögen bei der Gottesmutter, sein liebendes Herz, sein Muth bei Schwierigkeiten bezeichneten ihn unter all seinen Mitbrüdern allein als fähig, die letzte Hand an dieses wichtige Unternehmen zu legen und es seiner größten Verbollkommnung entgegenzuführen. Manuſ, der Mann Gottes, gänzlich der Welt und sich selber erstorben, nur mehr besorgt für sein Seelenheil und die Interessen Jesu Christi, beschloß, sich zu Gunsten Simons von Stock des Generalates zu begeben und rief zu diesem Ende im folgenden Jahre (1245) ein Generalkapitel zusammen, das erste, das in Europa gehalten wurde.

Als die ehrwürdige Versammlung, welche aus allen Oberen des Ordens bestand, den Plan des Generals vernommen hatte, stimmte sie ihm ohne Widerrede bei, und nachdem sie seine Demission angenommen, erwählten sie einstimmig Simon von Stock zum General des Ordens. Der ganze Karmel frohlockte über

diese Wahl und gab seiner Freude den lebhaftesten Ausdruck. Nur unser Heiliger war darüber betrübt und seine bestürzte Demuth setzte alles ins Werk, um sich der Annahme dieser ersten Ordenswürde zu entschlagen. Vergeblich führte er sein hohes Alter an, seine erschöpften Kräfte, seine vermeintliche Unfähigkeit. Gezwungen, in seiner Erwählung den Finger Gottes anzuerkennen, das Werk des heiligen Geistes, den Befehl des Himmels, sah er sich genöthigt, den wiederholten Bitten und Drängen seiner Brüder nachzugeben. Sein Eifer und seine Liebe siegten über die Demuth und er willigte endlich in seine Wahl ein. Da schaute der Karmel, nachdem er in der großmüthigen Abdankung des seligen Alanus zum gemeinen Besten des Ordens ein Wunder der Demuth angestaunt, mit wonniger Freude die heroische Liebe des Simon von Stock in seiner Annahme des Generalates, indem er als achtzigjähriger Greis seine Ruhe opferte und den Rest seiner Tage dem Wohle seiner Brüder widmete.

Sobald Simon die neue Würde mit all ihren Bürden auf sich genommen, begann er die Ausübung seiner Gewalt an seiner eigenen Person. Von da an, berichtet die Legende des Officiums, wurde er strenger in seiner Lebensweise. Ungeachtet der Schwachheiten, des Alters fügte er seiner bisherigen Bußübung neue Abtödtungen hinzu. Mit dem Apostel sich fürchtend, bei der Sorge für das Heil anderer selber verloren zu gehen, züchtigte er seinen Leib durch strenge und häufige Raufeinungen. Er setzte sich in Stand, die Obliegenheiten seines Berufes zu erfüllen, indem er alle Tage die Fehler sühnte, welche er bei der großen Zartheit seines Gewissens daran zu bemerken glaubte. Er vermehrte seine Nachtwachen in beständigem, eifrigem Gebete, um daraus die Gnaden und Erleuchtungen zu schöpfen, die er alle Tage seinen Brüdern mittheilte. Als vollkommenes Muster der ihm anvertrauten Herde zeigte er sich stets als den Pünktlichsten und Getreuesten in den Regelübungen. Durch die Kraft seines Beispiels erfüllte er die Religiosen mit Liebe zu ihrem Stande, während seine väterliche Güte an

ihren Leiden und Bedürfnissen den regsten Antheil nahm und für alles liebevolle, emsige und wirksame Vorsorge traf.

Unter der Regierung Simons von Stock erhielt der Orden einen beträchtlichen Zuwachs und fanden in Frankreich eine Menge Stiftungen statt. Hierzu trug nicht wenig bei die hohe Werthschätzung, welche der heilige König Ludwig den Religiosen erzeigte, seitdem er sie im heiligen Lande kennen gelernt. Auf der Reise von Aegypten nach Phönizien mußte das Königsschiff vor dem Berge Karmel einen heftigen Sturm bestehen. Da hört der fromme Fürst die Klostersglocke ertönen, wirft sich auf die Kniee und macht das Gelöbniß, sich auf den heiligen Berg zu begeben. Der Wind legt sich und der heilige Ludwig erfüllt sein Gelübde. Mit Freuden vom Vikar Hilariön und dessen Mönchen aufgenommen, wird er dem Orden einverleibt. Entzückt über alles, was er auf dem heiligen Berge sieht, erbittet er sich sechs Religiosen und nimmt sie mit sich nach Frankreich (im Jahre 1253). Joinville erzählt: „Er (Sankt Ludwig) trug Sorge für die Brüder vom Karmel und kaufte ihnen einen Platz an der Seine bei Charenton und ließ ihnen ein Haus bauen und kaufte ihnen Gewänder, Kelche und dergleichen Dinge, die erforderlich sind, den Dienst Unseres Herrn zu verrichten.“ Der heilige Monarch war so erbauet von dem englischen Leben, welches die Einsiedler auf dem Karmel führten, wo sie trotz der häufigen Einfälle der Sarazenen sich in den Höhlen dieses Berges gehalten hatten, daß er sich beeilte, Frankreich ein reiches Geschenk zu machen, indem er die Religiosen vom Karmel in jenem Lande verbreitete. Er wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht, denn die Einöden, sagen die Geschichtsschreiber jener Zeit, füllten sich mit unzähligen Engeln, die in sterblichen Leibern wohnten, ohne an der Erde zu hängen. Wildnisse wandelten sich in blühende Auen und die Städte riefen in ihre Mauern die neuen Religiosen, die sich als eben so viele Apostel an allen Orten Frankreichs erwiesen, wo ihnen der heilige König einen Wohnsitz errichtet hatte.

Das Hauptaugenmerk Simons von Stock

war seit Beginn seines Generalates darauf gerichtet, seine Brüder in den Klöstern zu erhalten, die ihnen die Vorsehung nach der verheerenden Verfolgung im heiligen Lande in Europa als Zufluchtsstätten angewiesen. Diese Niederlassungen, welche Tag für Tag sich mehrten, regten die Geister wieder auf und gaben Veranlassung zu neuen Angriffen. Als Papst Gregor IX. gestorben war, brachten einige Widersacher neuerdings die strittigen Klauseln vor, die in den Bullen enthalten waren, welche besagter Papst und sein Vorgänger zu Gunsten des Karmeliterordens erlassen hatten. Unser Heiliger, der befürchtete, die Hölle möchte dieses benützen, um die Religiösen zu entmuthigen, ihren Eifer zu schwächen, ihnen Unlust an ihrem Stande zu machen und den glücklichen Fortgang der Ausbreitung des Ordens in Europa gänzlich zu hemmen, setzt sich mit allen Kräften diesen so gefährvollen Angriffen entgegen, denn es betrübte ihn sehr, seine Brüder einer neuen Verfolgung preisgegeben zu sehen.

Voll Vertrauen auf die Hilfe des Himmels durch die Fürbitte der Gottesmutter, deren Schutz ihm durch so viele augenscheinliche Beweise zugesichert war, wendet sich Simon von Stock an Papst Innocenz IV., welcher nach Gregor IX. den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte. Er tritt mit ihm durch seine Abgeordneten in Unterhandlung und da Gott gemäß dem Versprechen der seligsten Jungfrau das Herz des neuen Papstes zubereitet hatte, erwirkt er von ihm zu Gunsten seines Ordens sofort alle Vorrechte und Privilegien, die nöthig waren, um die Anschläge der Hölle zu vereiteln und dem Karmel den Frieden zu sichern.

Alle diesbezüglichen, vom heiligen Stuhle unter dem Pontifikate Innocenz IV. erlassenen Bullen konnten für die Verbreitung des Karmeliterordens in Europa nur höchst günstig sein. Sie berichten seine Fortschritte, sowie die Geschichte seiner Klöster, sie preisen die Verdienste dieses Ordens sowie den Nutzen für die Kirche und bieten die Mittel, ihn gänzlich der Verfolgung seiner Gegner zu entheben.

Die zahllosen, von Simon von Stock ge-

thanan Schritte und sein großes Ansehen bei dem heiligen Stuhle beweisen klar, daß die Hand Gottes mit unserem Heiligen war, und nach jeder Seite hin bei diesem wichtigen Unternehmen leitete, indem sie stets zu seinen Gunsten auf das Herz des Papstes einwirkte. Unterrichtet von dem wunderbaren Leben und den heroischen Tugenden des Gottesmannes faßte Innocenz IV. eine so hohe Meinung von ihm und hegte gegen ihn eine solche Werthschätzung und eine so tiefe Verehrung, daß er ihm nichts abschlagen konnte und alle seine Bitten wie Befehle des Himmels anzusehen schien. So wurden die Verdienste und die Arbeiten Simons von Stock gekrönt und belohnt, indem der Papst in jeder Weise seinen Orden begünstigte und bestätigte und jedwede Gelegenheit ergriff, dem heiligen General die aufrichtigsten Beweise seiner Gewogenheit zu geben.

Nach diesem glücklichen Erfolge Sanft Simons beim heiligen Stuhle, der dem Karmel den Frieden zusicherte, befließ sich unser Heiliger, den Eifer des Elias unter seinen Schülern zu wecken, um sie der Kirche nützlicher zu machen. Genau nach den Absichten des Papstes flößte er ihnen Eifer ein für das Studium und rief unter ihnen einen heiligen Wettstreit um die Erwerbung aller für apostolische Männer nothwendigen Kenntnisse nach, um würdig das heilige Amt ausüben und am Heile der Seele wirksam arbeiten zu können. Um ihren Eifer zu regeln und zu erhalten, gab ihnen Simon weise Vorschriften, in welchen er sie ermahnt, sich in ihren Studien kein anderes Ziel vorzusetzen, als die Erwerbung der wahren Weisheit. Er empfiehlt ihnen vorzüglich die Lesung der heiligen Schrift und das Studium der heiligen Väter, wobei sie nach der Weisung des Apostels allen eitlen Vorwitz und spitzfindige Untersuchungen, die nur kostbare Zeit rauben und der allgemeinen Lehre der Kirche so zuwider sind, sorgfältig vermeiden sollten. Er ermahnt sie, mit der Liebe zu den Wissenschaften stets die Liebe zu ihrem Berufe, die Uebung der klösterlichen Tugenden, die Flucht und Verachtung der Welt und die heiligen Strengheiten der Buße zu verbinden. Er fordert sie auf,

die Ausübung des Dienstes, zu welchem die Kirche sie rufe mit dem Gebetsgeiste zu unterstützen und sich sorgfältig zu hüten, je diesen doppelten Geist des Eitas zu verlieren, dies kostbare Erbe, welches der heilige Patriarch seinen ersten Jüngern hinterlassen. Schließlich sollten sie, während sie andere auf dem Pfade des Heiles leiten, auf ihren eigenen Fortschritt auf dem Wege der Vollkommenheit bedacht sein.

Unter dem Schutze des apostolischen Stuhles mehrten sich die Klöster von Tag zu Tag, und den Absichten der Kirche entsprechend, die Studien zu fördern und die Ausübung des heiligen Dienstes zu erleichtern, wandelten sich die Einsiedeleien größtentheils in Klöster um. Als bald wurde die Milderung einiger Artikel der Regel nothwendig. Da hielt unser Heiliger, geleitet von dem Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, es für seine Pflicht, sie beim heiligen Stuhle zu erwirken, und ordnete zu diesem Zwecke zwei seiner Religiosen ab, Petrus und Reginald oder Rainald, um einige Zweifel zur Entscheidung vorzulegen. Papst Innocenz IV. betraute Hugo, Kardinalpriester von Sankt Sabina, und Wilhelm, Bischof von Antera, beide aus dem Orden der Predigerbrüder, mit der Lösung der vorgelegten Schwierigkeiten und auf dies hin erhielt der heilige General vom Papste eine Bulle, welche die Karmelitenregel erklärt, corrigirt, ihre Strenge mildert in allem, was der Verbreitung des Ordens ein Hinderniß setzen oder der Regel selber Eintrag thun könnte. Diese Bulle bereitete den Weg zum Plane des Papstes (den er auch kurz darauf im Jahre 1545 wirklich vollführte), die Karmeliten den großen Mendikantenorden beizuzählen, die vermöge ihres Standes die Bestimmung haben, in der Kirche das Seelsorgeramt in der Eigenschaft von Hilfspriestern auszuüben.

Von dieser Zeit an vermehrte eine große Schaar frommer Gläubigen, von allen Seiten her vom Geiste Gottes angezogen, die Zahl der schon in fast allen Theilen Europas verbreiteten Ordensbrüder. Die Klöster mehrten sich in dem Maße, daß bald verschiedene Provinzen

gebildet werden mußten. Als nun auf diese Weise der Karmel in der Kirche eine neue Gestalt annahm, sah unser Heiliger sich genöthigt, der Regierung seines Ordens eine neue Form zu geben. Da fast überall das Cynobitenleben an Stelle des einsiedlerischen getreten war, so verfaßte er überaus weise und kluge Satzungen, um durchgehends ein einheitliches Leben einzuführen und so die einzelnen Klöster im wahren Ordensgeiste regieren zu können.

Trotz des Schutzes des heiligen Stuhles und der Bemühungen Simons von Stock konnte der Karmel eines gänzlichen Friedens sich noch nicht erfreuen. Seit zwei Jahren waren die Karmeliten als Mendikantenorden anerkannt worden, allein diese Anerkennung hatte den Untrieben ihrer Feinde in keiner Weise Einhalt gethan. Den Mönchen anderer Orden hatten sich die Weltgeistlichen angeschlossen und um jeden Preis drang man auf die Unterdrückung dieser „Orientalen.“

Unser heiliger General, dem gar wohl bekannt war, daß menschliche Hilfe eine zu schwache Stütze für den Bestand des großen Werkes war, für das ihn Gott erkoren hatte, gedenkt nun, im Himmel selber Schutz zu suchen, um den Orden außer aller Gefahr und den Angriffen seiner Feinde sicher zu stellen. Während der Sturm von allen Seiten gegen den Karmel wüthet, läßt der heilige Simon, voll Vertrauen auf Maria, nicht ab, sie zu beschwören, seine Sache in die Hände zu nehmen und die Interessen der Familie zu wahren, die sie als die ihrige adoptirt, bei so vielen Gelegenheiten begünstigt hatte. Er bittet sie unter Thränen und Seufzen, sie möge doch die Vertheidigung ihres Ordens übernehmen, in offenkundiger Weise die Herde, die sie ihm anvertraut, beschützen und ihm ein besonderes Privilegium gewähren, welches, eine Zierde des Karmel, ihm zugleich als Schild und Waffe gegen die Angriffe der Feinde für immer dienen solle.

Trotz seiner kindlichen Ergebung in die Rathschlüsse der Vorsehung hörte Simon nicht auf, seinen Schmerz Maria zu klagen. Zu diesem Behufe verfaßte er die Antiphon: *Flos Carmeli*, die er alle Tage betete [und die S. S.

Pfarrer Westermaier in folgender Weise über-
[etzte] :

„Karmels Blume,
Weinstock durch Blüthe groß,
Gott zum Ruhme,
Jungfrau, den Sohn im Schooß,
Unerreichte !

Mutter, schöne !
Welche vom Mann nichts weiß,
Karmels Söhne
Schmücke mit Hulberweis,
Meeresleuchte !“

Nach einigen Jahren anhaltenden Gebetes hat Simon endlich den Trost, in überraschender Weise erhört zu werden. Sein Gebet eröffnet gleich dem des Elias den Himmel, und bewirkt, daß die Königin des Himmels herniedersteigt. Maria beweist ihrem treuen Diener in einer herrlichen Vision ihre Güte und ihre Macht, indem sie ihm als Zeichen ihres Schutzes das heilige Skapulier überreicht, dies kostbare Gnadengeschenk, das seit mehreren Jahrhunderten bis herab auf unsere Tage eine Quelle der größten Wunder und jeglicher Segnungen gewesen, sowohl für den Karmel, als auch für diejenigen, die damit bekleidet waren. Diese für den Karmel so bedeutungsvolle Erscheinung der seligsten Jungfrau, welche von dem Heiligen selber in einem an alle Brüder gerichteten Rundschreiben, datirt vom Tage des Ereignisses, bekannt gemacht wurde, ist von einer Menge Autoren als echt befunden worden trotz der oft wiederholten Bemühungen einer böswilligen Kritik. Vernehmen wir P. Petrus Swayngton, den Begleiter, Sekretär und Beichtvater des Heiligen.

„Der selige Simon,“ sagt er, „brachte, obwohl gebrochen von Alter und geschwächt durch die Strenge seines bußfertigen Lebens, sehr oft die Nächte im Gebete zu, trauernd in seinem Herzen über das Elend, von dem seine Brüder heimgesucht waren. Als er einst sich im Gebete befand, da ereignete es sich, daß er vom himmlischen Troste erfüllt wurde, wovon er uns alle insgesammt mit folgenden Worten benachrichtigte :

„Geliebteste Brüder !

Gepriesen sei Gott, der diejenigen nicht verlassen hat, die auf ihn ihr Vertrauen setzen und der nicht verschmäht hat die Bitten seiner Diener. Gepriesen sei die Mutter: Unseres Herrn, die, sich erinnernd der früheren Tage und der Trübsale, deren Last einigen aus euch zu schwer und zu drückend schien (indem sie nicht hinlänglich bedachten, daß, wer fromm leben will in Christo, Verfolgung leiden müsse), durch meine Vermittlung Worte des Trostes heute an euch richtet, die ihr aufnehmen sollet in der Freude des heiligen Geistes. Ich stehe zu diesem Geiste der Wahrheit, daß er meine Zunge lenke, auf daß ich in gebührender Weise rede und mit der größten Treue das Werk Gottes und die Gunst offenbare, die wir vom Himmel erlangt haben.

„Als ich meine Seele vor dem Herrn ausgoß, ich, der ich nur Staub bin und Asche, und als ich mit vollem Vertrauen zur seligsten Jungfrau, meiner Herrin, flehte, daß, nachdem sie sich gewürdigt, uns mit dem glorreichen Titel: „Brüder der aller seligsten Jungfrau Maria“ zu beehren, sie auch als unsere Mutter und Beschützerin sich zeigen wolle, indem sie uns aus unseren Bedrängnissen befreien und uns bei denjenigen, die uns verfolgten, in Ehre und Ansehen bringen möchte durch irgend ein sichtbares Zeichen ihres Wohlwollens: als ich mit innigem Seufzen zu ihr betete: „Karmels Blume, Rebstock an Blüthen reich, Leuchte des Himmels, Jungfrau, Mutter sondergleichen, liebevolle, stets jungfräuliche Mutter, dem Karmel leihe ein Gnadenzeichen, Du, o Stern des Meeres!“ — Da erschien mir die seligste Jungfrau mit großem Gefolge, und, das Kleid des Ordens in den Händen haltend, sprach sie zu mir: „Nimm hin, geliebtester Sohn, dies Skapulier Deines Ordens als das unterscheidende Zeichen, und den Beweis für das Privilegium, das ich für Dich und für die Kinder vom Karmel erwirkt habe. Es ist ein Zeichen des Heiles, ein Schutz-

mittel in Gefahren und das Unterpand des Friedens und besonderen Schutzes bis zum Ende der Zeiten. Wer damit bekleidet stirbt, wird vor dem ewigen Feuer bewahrt werden.“ Die glorreiche Gegenwart der seligsten Jungfrau erfreute mich über alle Maßen und da ich den Anblick ihrer Majestät nicht ertragen konnte, verließ sie mich, indem sie zu mir sagte, ich solle nur eine Deputation an den Papst Innocenz, den Bisar ihr Sohnes, senden, und dieser werde es nicht unterlassen, unseren Bedrängnissen abzuhelfen.“

Der Heilige beschließt sein Schreiben mit folgender Ermahnung: „Meine Brüder! Bewahret dies Wort in euerem Herzen und bemühet euch, eueren Beruf durch gute Werke sicher zu stellen und seid bestrebt, nie eine Sünde zu begehen. Seid wachsam und darft für eine so große Wohlthat. Betet ohne Unterlaß, auf daß das Wort, das mir geworden, in Erfüllung gehe zur Ehre der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters, Jesu Christi und des heiligen Geistes, sowie der allezeit gebenedeiten Jungfrau.“

„Der selige Simon,“ fährt P. Petrus Swayngton fort, „theilte dies seinen Brüdern, die von Traurigkeit niedergebeugt waren, in einem trostreichen Briefe mit, den ich, obwohl ganz unwürdig, zur nämlichen Zeit schrieb, da ihn der Mann Gottes diktirte, um sie zu veranlassen, durch Gebete und Ausdauer in den guten Werken Gott zu danken.“

Seit mehr als sechshundert Jahren haben die Worte der seligsten Jungfrau, die sie zu Simon von Stock gesprochen, sich buchstäblich erfüllt und sie werden sich zweifelsohne immerdar bewahrheiten bis zum Ende der Welt: Foedus pacis et pacti sempiterni. Die ganze Welt ist sozusagen ein großer Schauplatz, wo der Himmel Wohlgefallen zu haben scheint, die göttliche Kraft der an das Skapulier geknüpften Verheißungen Marias an's Tageslicht treten zu lassen. Um die Wunderwerke dieses heiligen Kleides zu erzählen, dürfte man all die Zungen besitzen, die sich der heilige Hieronymus wünschte, um die Tugen-

den der heiligen Paula zu verherrlichen. Es sind dies „Wunderdinge, staunenerregend in ihrer Ursache, unendlich ihrer Zahl nach, unansehtbar in ihrer Wahrheit. Vor diesem Wunderzeichen unterbricht die Natur ihre Gesetze, die Wirkungen stehen im Gegensatz zu ihrer Ursache. Dies Wunderzeichen löscht das Feuer aus, dämmt das Wasser zurück, stillt die Fluthen des Meeres, hält Kugeln und Bomben auf; Todte erweckt es zum Leben, Lahme werden geheilt; jede Kreatur gehorcht seinem Winke, jede Macht unterwirft sich seiner Gewalt, seine Kraft entwaflnet den Himmel. Wie oft schon hat das Skapulier die Blitze abgewendet und vor Donnerkeilen bewahrt? Wie oft hat es heftige Versuchungen verschleudert; Wie oft ward nicht schon der Feind des Menschengeschlechtes beim Anblicke dieses heiligen Kleides gezwungen, die unglücklichen Seelen zu verlassen, die der Spielball seiner Eifersucht und die Opfer seiner Grausamkeit waren! Hat nicht schon hundertmal die Kraft dieses himmlischen Gewandes die Meere überschritten, um in barbarischen Gegenden gefangene Mitbrüder zu begleiten, die da seufzten unter der Tyranzi des Feindes des christlichen Namens? Ist es nicht mit ihnen in den tiefsten Kerker hinabgestiegen, um sie zu trösten? Hat es nicht mehrere von ihren Ketten befreit, um sie in ihr liebes Heimathland zurückzuführen? Wie oft hat der unschuldig Unterdrückte sein Heil ausschließlich diesem Kleide verdankt, hat der verurtheilte Missethäter gesehen, wie seine Marterwerkzeuge sich in die Instrumente seiner Bekehrung umwandelten und das Skapulier die Ursache seiner Befreiung und der Grund seiner Heiligung wurde? Wie oft ist der von Räubern überfallene Reisende, der nichts anderes zu seiner Vertheidigung hatte, als das Kleid Marias, der Gefahr entronnen, Gut und Blut in den Händen der Räuber zu lassen? Giebt es eine Krankheit, deren Heilmittel es nicht gewesen, irgend ein Giftgetränk, dessen Gegengift es nicht geworden? Giebt es einen Schmerz, der nicht gehoben, eine Wunde, die es nicht vernarbt, ein Geschwür, das es nicht geheilt hätte? Wie oft schon ward es unverfehrt mitten im Feuer, unbertvesen mitten in

Fäulniß, unbeschädigt, ja nicht einmal befeuchtet mitten im Wasser gefunden?“ (Thomas Chais, Excellence de la devotion au Saint Scapulaire.)

Wie großartig auch diese erste Verheißung war, so war sie doch nur ein Theil von dem, um was Simon von Stock gebeten hatte. Um ihn vollständig zu erhören, machte die seligste Jungfrau zu Gunsten der Karmeliten und der Mitglieder des heiligen Skapulier's ein zweites Versprechen, und zwar diesmal an Papst Johann XXII. Als dieser Papst sehen mußte, daß Kaiser Ludwig der Bayer seit langer Zeit an der Einführung des Schismas in seine Staaten arbeitete, ward er darob sehr betrübt. Um dem der Kirche drohenden Unheile zu steuern, richtete er inbrünstiger denn je seine Gebete zum Herrn. Als er einst sehr früh aufgestanden war, um seiner Gewohnheit gemäß dem Gebete zu obliegen, gerieth er in eine Art Verzückung und es erschien ihm die Königin des Himmels, die Trösterin der Betrübten, strahlend von Licht, bekleidet mit dem Habit der Karmeliten und befahl ihm, den Karmelitenorden zu bestätigen und die Gnaden und Privilegien, die ihm ihr Sohn im Himmel gewährt, auf Erden zu genehmigen und gutzuheißen. — Der Papst kam diesem Befehle nach und fertigte am 3. März 1322 die Bulle aus: „Sacratissimo uti culmine.“

Doch nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf. Die Erscheinung der seligsten Jungfrau an Simon von Stock wurde bald überall bekannt, wo immer die Karmeliten sich niedergelassen hatten. Sie wurde durch eine Menge Wunder bestätigt, die sich allwärts zutragen; und legte so den Wiversachern des Karmel Stillschweigen auf. Sie fingen allmählich an, die so sehr privilegierten Ordensmänner mit günstigerem Auge anzublicken, mehrere sogar beeilten sich, an dem so trefflichen Privilegium theilzunehmen, mit welchem Maria ihren Orden begnabigt.

Die zahllosen Wunder, die alltäglich durch die Kraft dieses kostbaren Unterpfandes und mittels dieser Verbindung mit dem Karmel an denjenigen geschahen, die vertrauensvoll den Schutz der allerseiligsten Jungfrau anriefen,

zogen die allseitige Aufmerksamkeit von groß und klein auf sich. Das heilige Skapulier ward bald der Andachtsgegenstand der Päpste, der Könige und der Fürsten, des Ordens- und Weltklerus, der Menschen jeglichen Standes und Berufes. Sie alle bildeten die berühmteste aller zu Ehren der seligsten Jungfrau in der christlichen Welt bestehenden Bruderschaften. Das heilige Skapulier war in den Händen Simons von Stock gleichsam die geheimnißvolle Schleuder Davids gegen den stolzen Goliath. Die wunderbare Kraft, die von diesem kostbaren Gewande, womit Maria ihre Kinder bekleidet, ausgegangen, hat ihre Feinde niedergeschmettert. Gott hat sich mit Wohlgefallen eines anscheinend einfachen Mittels bedient, um den Stolz der falschen Weisen der Welt zu beschämen und die sakrilegischen Angriffe jener stolzen Riesen zurückzuschlagen, die es unternommen hatten, den Karmel zu vernichten.

Nach einem so vollständigen über die Feinde unter der Anführung und Dienstleistung Simons von Stock errungenen Siege wollte der Karmel auf seinen Befehl hin seine Dankbarkeit gegen die seligste Jungfrau für eine so ausgezeichnete Wohlfahrt verewigen. Er vereinigte also das Fest des heiligen Skapulier's mit dem schon bestehenden feierlichen Gedächtniß und versetzte es auf den 16. Juli, diesem in der Geschichte des Karmeliterordens so merkwürdigen Tag, an welchem der heilige General das heilige Skapulier aus den Händen Marias empfangen hatte.

Simon benützte den allgemeinen Frieden, dessen der Karmel zu genießen schien, um sich mit der Leitung seines Ordens zu befassen, und um hierfür wirksame Vorsorge zu treffen, versammelte er zweimal in England ein Generalkapitel, das eine im Kloster zu Mylesford und das andere zu London. Diese beiden Versammlungen waren sehr stark besucht, da der Heilige die vorzüglicheren Persönlichkeiten der europäischn Klöster zusammenberufen hatte, um sich ihre Wissenschaft und ihre Erfahrung zu Nuze zu machen.

Bei allem, was hier verordnet wurde, zeigte sich sein Eifer, seine Weisheit und seine Liebe zur guten Ordnung. Die Hauptaufgabe be-

stand darin, Verordnungen und Satzungen durch diese Rathsverfassungen bestätigen zu lassen, die er bereits entworfen hatte, um die Lebensweise der verschiedenen Ordenshäuser zu regeln. Nachdem dieser kostbare Schatz seiner Weisheit und Frömmigkeit einmal die nothwendige Sanktion, d. h. die Approbation der Mitglieder der Versammlung erhalten hatte, wurde er gleichsam zum allgemeinen und dauernden Gesetzbuche. Es war dies für den Karmel ein mächtiger Sporn, den Eifer seiner Mitglieder zu beleben, und der Anfang eines heiligen Wettstreites, dessen glückliche Wirkungen die Kirche erbaut und getröstet haben.

Der zweite Gegenstand der Sorgfalt Simons von Stock bei diesen Versammlungen war die Wahl der obersten Häupter des Ordens. Vorerst erwählte er den seligen Nikolaus zu seinem Roadjutor und Generalvikar im heiligen Lande, auf daß er allda die kostbaren Ueberreste des Ordens erhalte; dann ersetzte er den P. Ralph von Fresburn im Provincialate von England durch den berühmten und ehrwürdigen P. Heinrich de Arena, einen geborenen Engländer.

Die großen Vortheile, welche der Karmel der Heiligkeit und den wichtigen Dienstleistungen beider verdankt, beweisen das kluge Urtheil unseres Heiligen, und seine gewissenhafte Treue, nur den wahrhaft Würdigen die Ordensämter anzuvertrauen, indem er nicht Rücksicht nahm auf Persönlichkeiten, sondern nur auf das allgemeine Wohl und Beste seiner Brüder.

Da sich die Ausbreitung des Ordens in Europa stets steigerte, verdoppelte Simon von Stock auch seine Thätigkeit und seinen Eifer. Er suchte die Bedürfnisse seines Ordens kennen zu lernen und traf für alles eifrigste Vorsorge. Das geistliche und zeitliche Wohl der durch seine Sorgfalt und seine Arbeit schon gegründeten Klöster, der Fortschritt der neuen Konvente, die sich immerfort unter seiner Leitung bildeten, waren der gewöhnliche Gegenstand der Berathungen des Generalkapitels. Bei allem, was Sankt Simon vornahm, ward sein Eifer geleitet durch das Licht einer langen Erfahrung und einer vollendeten Klugheit. Er traf die

weisesten Vorsichtsmaßregeln, um die Hindernisse zu entfernen und die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche der Geist der Zwietracht unter dem Scheine des Guten bei den Widersachern des Karmel von Zeit zu Zeit hervorrief.

Simon von Stock legte endlich die letzte Hand an das so wichtige Werk, welches der Himmel ihm anvertraut hatte. Vermöge des hohen Rufes seiner Heiligkeit besaß er bei den Päpsten ein unbegrenztes Vertrauen. Auf sein Bitten wurde ihm vom heiligen Stuhle eine beträchtliche Zahl von Bullen gewährt, die alles das bestätigten, was in den von unserm Heiligen präsidirten Generalkapiteln beschlossen worden war. So wurde dem großen Werke das Siegel aufgedrückt, der Karmel gefestigt und gleichsam unerschütterlich gemacht auf seinen Grundmauern.

Von nun an vermehrte sich unter der Oberleitung unseres Heiligen der Karmelitenorden so wunderbar, daß schon kurze Zeit nach seinem Tode, gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, nach der Bemerkung Wilhelms, Erzbischofs von Tyrus, dieser Orden gegen siebentausendfünfhundert Klöster oder Einöden zählte, deren Bewohner der nämliche Schriftsteller auf hundertachtzigtausend angiebt.

Simon hatte wie ein anderer Abraham nicht nur den Trost, zu sehen, wie seine Söhne, seine Jünger sich mehrten, sondern auch, wie sie in der Kirche leuchteten wie die Sterne am Firmamente durch den Glanz ihrer Tugenden und das Licht ihrer Wissenschaft. Mehrere, die sich ihn zum Vorbilde genommen hatten, erschienen unter den Gläubigen als Wunder der Buße und als Adler der höchsten Beschauung; andere, die wie Simon mit großer Heiligkeit hohe Talente vereinigten, wurden tiefe Theologen und verdienten an berühmten Universitäten den Dokortitel. Johann Pitseus verzeichnet in seinem Buche: „Berühmte englische Schriftsteller“ Simon von Stock nebst einigen anderen Religiosen seines Ordens. Die Kirche selber bediente sich bei schwierigen Fällen ihrer Wissenschaft und ihrer Talente. Die vorzüglichsten dieser Theologen begleiteten unseren Heiligen auf das Concil von Lyon, wohin er sich in Folge einer Einladung des Papstes im

ersten Jahre seines Generalates mit den Gesandten von England begab.

Hier traf er mit Innocenz IV. zusammen, der sich seit dem Streite mit Kaiser Friedrich II. in besagter Stadt befand. Simon vertrat beim Papste selber die Sache des Karmel. Einige Schriftsteller fügen bei, daß dieser Papst, erfüllt von ganz besonderer Ehrfurcht gegen unseren Heiligen, unterrichtet von seiner Begabung und seiner tiefen Gelehrsamkeit und überzeugt von seiner himmlischen Verehrsamkeit, ihn aufforderte, an die Väter des Concils eine feierliche Ansprache zu halten. Es wird sogar berichtet, daß der berühmte Schotte Rainald, einer der Theologen des Ordens, dessen sich Simon bei seinen Gesandtschaften an den heiligen Stuhl schon bedient hatte, sich durch seine gründliche Gelehrsamkeit, seine innige Frömmigkeit und seine seltenen Talente bergestalt die Achtung des Papstes erwarb, daß letzterer ihn zur Kardinalswürde erheben wollte und ihn zu diesem Behufe für die nächste Promotion vormerkte; allein der fromme Ordensmann starb noch vor seiner Ernennung.

Sehr viele Religiosen zeichneten sich auch in den verschiedenen Funktionen des priesterlichen Berufes aus. Sie trösteten und erbauten die Kirche durch die glücklichen Resultate ihrer apostolischen Arbeiten. Ihr unermüdblicher Eifer zog oft die Aufmerksamkeit der Päpste auf sie und verschaffte dem ganzen Orden wohlverdientes Lob. Wie sehr den Päpsten daran gelegen war, den Karmelitenorden zu festigen, das beweisen zur Genüge die Gnaden und Privilegien, die sie mit vollen Händen zu seinen Gunsten ertheilten.

Am 26. Juli 1248 gewährte Innocenz IV. den Eremiten vom Karmel eine Breve, in welchem er alle Gläubigen ermahnt, die Religiosen liebhaft aufzunehmen, die ihr klösterliches Heim hatten verlassen müssen, um sich im Abendlande eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Die glücklichen Erfolge Simons von Stock steigerten immer mehr seinen Muth und verliehen seinem Eifer neue Thätigkeit. Da er nur mehr für die Vollenbung seines Werkes leben wollte, faßte er den hochherzigen Entschluß, die wenigen Kräfte, die ihm noch er-

übrigten, zu einer Generalvisitation seines Ordens zu verwenden, um mit eigenen Augen vor seinem Tode noch die Wunderwerke zu schauen, die Gott im Karmel vollbracht. Nachdem er seine Religiosen oft im Geiste besucht und durch seine salbungsvollen Briefe getröstet, kündigt er ihnen nun an, daß er sich anschicke, sie persönlich zu besuchen, um sie durch seine Gegenwart und seine Unterweisungen in ihrem Bezirke zu stärken und vereint mit ihnen die Gefühle der Dankbarkeit auszugießen vor der allerheiligsten Jungfrau, ihrer gemeinsamen Mutter, die sie mit Tröstung und Wohlthaten überhäuft habe.

Nachdem unser Heiliger seine Absicht brieflich mitgetheilt, folgte alsbald die Ausführung dieses großen Unternehmens. Da sah Europa mit Bewunderung diesen heiligen Greis, gebeugt unter der Last der Jahre und geschwächt durch sein überaus strenges Leben, mit rastlosem Eifer und unermüdblichem Muth die Klöster seines Ordens besuchen. Sein Feuereifer kräftigte die Schwäche seines Leibes. Beseelt von heiliger Liebesinbrunst sieht man ihn in wunderbarer Eile Land und Meer durchwandern, um seines Amtes zu walten, überall die Spuren seines Pfades zurücklassend.

Auf dieser Generalvisitation beschenkte Simon von Stock eine große Anzahl von Städten mit eifrigen Karmelitengemeinden, z. B. Brüssel, Lüttich, Mecheln, Gent, Utrecht, Antwerpen in den Niederlanden, Perth in Schottland, Kildare in Irland u. s. w. Auf dieser Reise errichtete er auch in manchen Städten (so z. B. zu Bordeaux) die Bruderschaft vom heiligen Skapulier. Die wunderbare Stiftung zu Toulouse war, wie berichtet wird, eine Frucht seiner Gebete gewesen.

Allen Religiosen theilte unser Heiliger den Eifer mit, der ihn beseelte, nährte sie sozusagen mit der Speise seiner Frömmigkeit und Lehre, führte die Schwachen zurück zur Uebung der Tugend durch seine Ermahnungen und Beispiele, weckte den Eifer der anderen durch Lobreden auf den Orden und führte endlich überall die Gleichförmigkeit in der Regel ein.

Es wäre eine schwierige Aufgabe, all das Wunderbare zu erzählen, welches Gott durch

den Dienst dieses apostolischen Mannes auf seiner schwierigen Visitationssreise gewirkt hat, die großen Vortheile, welche den verschiedenen Klöstern aus dieser Visitation erwuchsen, die Gnaden und unaussprechlichen Tröstungen, womit der Himmel alle Religiosen seines Ordens erfüllte, die das Glück hatten, seines ganz himmlischen Umganges sich zu erfreuen.

„Wollte man in Simon von Stock“, sagt P. Alexius, „nur den Heiligen sehen, nur den Mann des Gebetes und der Buße, so würde man sich gar sehr täuschen. Wir können ohne Anstand behaupten: er war ein großer Mann, in welchem die Tragweite des Genies, der Ideenkreis, die ruhige Unerforschlichkeit des Charakters, die hohen Pläne, die er übrigens zu realisiren wußte, sich fast in gleichem Grade zeigten. Auserwählt von der göttlichen Vorsehung, war er für den Karmel wirklich das, was er sein sollte. Er ragt hervor an der Spitze der berühmtesten Generale des Karmelitenordens.“

Der heilige General hatte das Merkwürdige, daß er seine geistige Kraft in voller Frische bis zu seinem Tode bewahrte, und man läßt sich kaum träumen, daß die Werke, von denen wir gesprochen, von einem Manne herrühren, der sein neunzigstes Lebensjahr überschritten hatte. Simon von Stock langte Anfang 1265 zu Bourdeaux an. Hier schloß er seine Visitationen und beendigte seine Tage durch einen vor den Augen des Herrn kostbaren Tod.

Nachdem unser heiliger General die verschiedenen Provinzen seines Ordens durchwandert, begab er sich in das Kloster zu Bourdeaux, von wo aus er ein Rundschreiben an alle Ordensoberen richtete, um sie für das folgende Jahr zu einem Generalkapitel nach Toulouse zu berufen, wo er die letzte Hand an die von ihm gegebenen Verordnungen legen und sich hernach seines Vorstheramtes begeben wollte, um nur mehr an die Ewigkeit zu denken.

Gott aber, der die Arbeiten seines treuen Dieners krönen wollte, kam seinem Verlangen zuvor und rief ihn zu sich. Bald nach seiner Ankunft zu Bourdeaux fühlte sich Simon von Stock erschöpft von den Mühen seiner langen Reise, während welcher er seinen Leib stets mit

der nämlichen Härte und Strenge behandelt hatte, indem er auf sein hohes Alter durchaus keine Rücksicht nahm. Durch wiederholte heftige Fieberanfälle war er bald gänzlich geschwächt und dem Tode nahe gebracht. Sobald seine Kräfte abzunehmen begannen, erkannte er, daß seine Auflösung bevorstehe. Er sagte Tag und Stunde seines Todes voraus und bereitete sich darauf vor als ein Christ, oder besser, wie ein Heiliger, stets nach dem himmlischen Vaterlande verlangend, wie ein Mensch, der nicht mehr sich selbst lebt, sondern nur Gott in einem ganz überirdischen Leben, wie der Gerechte, der aus einem Glauben lebt, der den Tod als einen Gewinn betrachtet und Jesum Christum als sein Leben.

Die Nachricht von der Krankheit Simons von Stock, die Versicherung, die er selber von seinem bevorstehenden Tode gegeben, verbreitete sich von Mund zu Mund, bestürzte alle Religiosen und zeigte, wie sehr ihnen die Erhaltung ihres gemeinsamen Vaters am Herzen lag. Man sah im Kloster von Bourdeaux von allen Seiten eine Menge von Religiosen ankommen, die, durchdrungen von lebhaftestem Schmerz über den unerseßlichen Verlust, den der Orden an diesem zweiten Elias erleiden sollte, ihre Thränen, ihre Gebete und Bitten mit denen ihrer Brüder vereinigten, die das Glück hatten, ihren heiligen General in ihrer Mitte zu besitzen. Als Simon von Stock seine letzte Stunde herannahen sah, bat er voll innigen Verlangens, sich mit seinem Gott zu vereinigen, um die heiligen Sterbsakramente, die er mit den Gefühlen des lebhaftesten Glaubens und der zärtlichsten und ehrfurchtsvollsten Liebe empfing. Theilhaftig dieses Unterpandes des ewigen Lebens, erfüllt vom Geiste Gottes, rafft er dann seine letzten Kräfte zusammen, um seine Brüder zu trösten, und, seine Tränen mit den ihrigen vereinend, richtet er an die sein Bett umringenden Religiosen folgende Ermahnung.

„Geliebteste Brüder!

Gott trennt mich heute von euch, um in seiner großen Barmherzigkeit mich mit sich zu vereinigen. Preiset mit mir diesen Gott der Güte dafür, daß ich mit seiner Gnade glücklich

das Werk vollbracht, das mir Maria, unsere gemeinsame Mutter, übertragen. Erzeiget euch als würdige Kinder einer solchen Mutter durch treue Nachahmung ihrer Tugenden, auf daß ihr ihre fernere Gunsterweisung verdienet. Möge euer Eifer für ihren Dienst zur Verherrlichung Gottes gereichen! Traget allezeit mit vollkommener Reinheit des Leibes und der Seele das heilige Gewand, mit dem sie euch bekleidet hat, damit sie durch dieses besondere Gnabenzeichen euch beschütze gegen euere Widersacher, von denen ihr noch vieles werdet zu leiden haben. Vertrauet jedoch auf die Verheißungen der seligsten Jungfrau, die euch zu helfen stets bereit ist. Sie wird euch endlich von all eurer Trübsal erlösen. Stehet fest im Glauben der Kirche und bleibet stets in Verbindung mit den Päpsten, von denen wir die ausgezeichnetsten Beweise des Wohlwollens erlangt haben. Heget eine große Liebe zu euerem Stande, beobachtet mit unverbrüchlicher Treue alle heiligen Uebungen, die wir von unseren Brüdern ererbt haben. Immerwährende Brandopfer vor den Augen Gottes durch beständige Hingabe euer selbst, machet euch würdig, oft das heilige Messopfer darzubringen und an seinen kostbaren Früchten theilzunehmen.“

Nach diesen väterlich liebevollen Worten beschloß der Heilige sein Testament durch einen Akt der Demuth, der seiner Großmuth alle Ehre macht: „Ich beschwöre den Oberen des

Klosters,“ fügte er hinzu, „daß er, sobald es Gott gefallen wird, über mich zu verfügen, mich bei der Kirchenthüre bestatten lasse, um beständig als ein öffentlicher Sünder und unruhiger Knecht von den Vorübergehenden mit Füßen getreten zu werden zur Sühnung für die Fehler, die ich während der Vorstandschaft über meine Brüder begangen habe.“

Einem hitzigen Fieber und heftigen, verzehrenden Schmerzen preisgegeben, opferte sich dieses kostbare Schlachtopfer heroischer Geduld unablässig Gott auf. In diesem Opfergeiste, den er soeben seinen Brüdern eingeflüßt, kindlich vertrauend den Beistand seiner Mutter, der seligsten Jungfrau, ansehend, stirbt Simon von Stock den Tod der Gerechten, indem er jene Worte ausspricht, welche die Kirche dem englischen Grube beigefügt: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen.“ — So zeigte er sich durch seine Huldigung bis zu seinem letzten Athemzuge als einen würdigen Bruder und ein treues Kind der seligsten Jungfrau Maria.

Erstöpft von Alter, reif für den Himmel, gab er seine schöne Seele Gott zurück im Kloster seines Ordens zu Bourdeaux am 16. Mai 1265. Er war hundert Jahre alt und hatte den Orden ein halbes Jahrhundert lang regiert, dreißig Jahre als Generalvikar für Europa und zwanzig Jahre als General des ganzen Karmelitenordens.

Wenn Gott, der von Natur aus die Gutheit ist, mich zu seinem Dienste beruft, so kann er es nur deshalb thun, damit ich darin mein Glück, die Befriedigung meines Wesens finde. Wenn Gott will, daß ich ihn suche, so will er, daß ich in ihm meine Ruhe finde. Solches aber läßt sich im Diesseits nicht erreichen, läßt sich nur finden in der Ewigkeit.

Seinem tiefsten Wesen nach muß Gott bei Allem, was er will, seine eigene Ehre, die ihm angemessene Verherrlichung suchen. Denn Gott ist die Heiligkeit, Gott ist die Wahrheit. Wenn also Gott will, daß ich ihm diene, so

will er das zu seiner Ehre, zu der ihm entsprechenden Verherrlichung. Gottes Verherrlichung durch freie Erfüllung des Willens Gottes, das ist des Menschen Würde!

Der Mensch blickt in sich und erkennt, daß er viel höher steht, als die ihn umgebende Natur; darum darf er sich an sie nicht erniedrigen, nicht wegwerfen. Er blickt aufwärts und erkennt, daß er selbst und Alles abhängig ist von Gott, dem Urgrunde und Endziele aller Dinge: darum darf er sich nicht überheben, nicht vergöttern. Sobald er sich überhebt über sich, fällt er unter sich.

Die Sammlung der Katholiken in Frankreich.

Aus Paris wird geschrieben: „Leider mehr Rück- als Fortschritte! Vor den letzten Wahlen wurde (1897) ein Bündniß aller Gruppen der Katholiken hergestellt, mit dem früheren Abgeordneten Lamy an der Spitze; im Ganzen sieben Gruppen, die Beigetretenen (Graf de Mun ufw.) christlichen Demokraten (Leo Harmel ufw.), die katholische Jugend, die Gruppe Justice-Egalite, die Union Nationale (Abbe Garnier), die Monarchisten, Bonapartisten und Antisemiten, welche bei den letzten Wahlen zusammengegangen sind, deren Verbindung aber stets nur sehr lose geblieben ist. Nach den Wahlen wurden 180 Abgeordnete herausgerechnet, welche durch besagte Gruppen durchgesetzt werden sollten. Aber von einem Zusammenhalten dieser 180 ist nie etwas verspürt worden, es sind immer nur höchstens 100 Stimmen für die kirchliche Sache zusammengekommen. Da die Einigkeit fehlte, konnte die Wirksamkeit nur beschränkt sein, und die Überleitung vermochte nur wenig.

Der Papst hat nun neuerdings, namentlich durch Schreiben an den Erzbischof von Bourges und den Cardinal Richard, Erzbischof von Paris, die Katholiken aufs neue zur Einigkeit gemahnt, indem sie sich einfach auf den Boden der Verfassung stellen, wie es in den verschiedenen Rundgebungen des hl. Stuhles, namentlich dem Schreiben an die Franzosen vom Februar 1892 vorgezeichnet wurde. Aber seitdem der hl. Vater, um die Katholiken auf den Boden der Verfassung zu einigen, den Beitritt empfohlen, ist die Uneinigkeit eher größer als kleiner geworden. Vor dem Beitritt gab es einige Versprengte (Lamy, Wallon) ausgenommen, nur Monarchisten und Bonapartisten unter den Katholiken. Die jetzigen christlichen Demokraten haben in ihren Versammlungen, namentlich auf dem vorletzten Congreß in Lyon, weitgehende Gedanken vorgebracht. Es befinden sich jugendliche und sonstige unerfahrene Kräfte unter ihnen, denen es offenbar an der nöthigen Einsicht fehlt. Daß die Antisemiten mit ihrer zu Mord und Todschlag führen-

den Judenhetze längst nicht mehr auf katholischem Boden sich befinden, bedarf keines weiteren Beweises. Die Union Nationale des Abbe Garnier verfolgte eine Art national-katholischen Staates als Ziel, sucht Männer- und Jugendvereine zu sammeln. Die Beigetretenen sind, wie der Graf de Mun, gute Christen, aber in politischer Hinsicht haben sie sich wenig gezeigt.

Nach Erhalt des päpstlichen Schreibens versammelte, wie die „Röln. Volksztg.“ berichtet, der Cardinal die Häupter der Gruppen, um ihnen dies mitzutheilen und zu mahnen, fortan viel einiger zu sein, wirkliche kirchliche Politik zu verfolgen. Die Wirkung war, daß Etienne Lamy von der Leitung des Bundes (Federation) zurücktrat und sich dieser auflöste. In dem Bunde waren, unbeschadet der Gruppennamen, zwei Hauptrichtungen vertreten. Die eine, zu der Lamy gehörte, wollte sich auf den Boden des Gemeinrechtes stellen, eine politische Partei sein, welche mit den Rechten und Freiheiten der Kirche auch diejenigen der Bürger, die Sache des Gemeinwohles zu wahren und zu pflegen unternahm, also keine ausschließlich religiöse Partei, sondern eine Partei des Rechtes aller, welcher alle wohlbedenkenden, alle ordentlichen Bürger beitreten konnten, ganz wie es der Papst in seinen Mahnungen stets betont hat.

Die andere Hauptrichtung ist hauptsächlich durch die Gruppe Justice-Egalite vertreten und will sich vorab auf die religiöse Frage beschränken. Sie ist insofern bedeutend, als der Vater Bailly, der Gründer und Leiter des Blattes La Croix (welches, mit seinen Ablegern in der Provinz wohl an 200,000 Abnehmer zählt), an der Spitze steht. Der Vater und sein Kloster (der Assumptionisten) bringen viel Geld auf, sammeln fortwährend zu allen möglichen guten Zwecken auch für Pilgerzüge. Sie haben seit zwanzig Jahren die großen Wallfahrten nach Rom, Lourdes, Jerusalem ufw. in's Werk gesetzt, sind unermüdblich, wirken viel, sehr viel. Aber diese großartige Wirk-

samkeit hält sich fast ausschließlich auf dem kirchlichen Gebiete, für die politischen Angelegenheiten fehlt das Verständniß. La Croix stellt daher, trotz seiner großen Verbreitung, keine namhafte Macht vor, hat wenig bei den Wahlen geleistet, obwohl seine Leser viel Geld zu den Wahlkosten beigesteuert haben. Für eine ausschließlich kirchliche Politik fehlt hier um so mehr der Boden, die Möglichkeit des Erfolges, als alle Parteien und Regierungen, seit Anfang des Jahrhunderts, sich angelegen sein ließen, dem Volke einzupimpfen, Politik habe mit Religion nichts zu schaffen, folglich sei auch die Religion von der Politik ausgeschlossen. Wie sollen da die Wähler für kirchliche Politik erwärmt werden, besonders da die Tagesherrscher sich jetzt hüten, die Kirche ganz offen zu verfolgen, Gewaltthaten gegen dieselbe zu verüben, welche den Leuten die Augen öffnen könnten?

Großer Nachtheil wird durch die Auflösung, Zweitheilung des Bundes, nicht entstehen, eben weil der Zusammenhang nur sehr lose gewesen. Die gemeinsame Oberleitung hat z. B. weder die Macht, noch die Einsicht gehabt, den richtigen Weg vorzuzeichnen, den die Katholiken in der ganz Frankreich umwühlenden Dreyfusfrage einzuhalten hatten. Dabei war gerade diese Frage ganz besonders geeignet, den Katholiken eine bedeutende, scharf umgrenzte und deshalb einflußreiche Stellung zu verschaffen. Die Dreyfusache war anfangs ein häuslicher Streit unter den Republikanern. Die am Ruder befindlichen Republikaner stellten sich natürlich auf die Seite ihrer militärischen Helfershelfer oder Werkzeuge, welche Dreyfus verurtheilt hatten, deshalb auch wohl wußten, daß die Neuprüfung für sie schlimme Folgen haben mußte. Deshalb befolgten Regierung und Generalstab den ruchlosen Rath der Anwälte Jeanmair und Legenas und spielten die Sache auf das politische Gebiet, ließen sie als eine Verschwörung der internationalen Geldmacht, d. h. Judenthümlichkeit, gegen Ehre und Bestand des Heeres wie des Landes darstellen. Die Conservativen und Katholiken fielen darauf hinein, nicht ohne den Hintergedanken, das Heer für sich zu gewinnen. Die Führer

jubelten, daß die Dreyfusfrage eine Scheidung der Geister herbeigeführt habe, alles, was irgendwie conservativ, katholisch, national gesinnt, sich rückhaltlos auf Seite des Heeres, gegen Dreyfus, gestellt habe. Aber dieser Erfolg ist schon heute in das Gegentheil umgeschlagen. Der Kassationshof hat die Unschuld Dreyfus' sehr wahrscheinlich gemacht, wie sie übrigens für jeden Unbefangenen schon längst gewesen war. Das Kriegsgericht in Rennes wird nichts hiergegen vermögen. Den Katholiken und Conservativen wird aber alle Schuld in die Schuhe geschoben, sie müssen die Kosten der Ausöhnung der feindlichen republikanischen Brüder zahlen. Jetzt ist ein neuer Feldzug gegen die Katholiken schon durch die Eingaben eingeleitet, welche die Austreibung der Jesuiten fordern. Die Katholiken werden dann gewahren, daß sie durch ihren Kampf gegen Dreyfus keinen weiteren Boden in der Wählerschaft gewonnen, sondern eher Anhänger verloren haben. Ihnen wird alle Schuld an den Verheerungen des Dreyfuskampfes aufgelegt, ihnen ein stetiger Vorwurf daraus gemacht werden; sie wird man als Unterdrücker von Recht und Gerechtigkeit an den Pranger zu stellen suchen.

Viele Katholiken haben sich auch durch den Nationalismus fangen lassen. Was ist zusammenhängend damit in den letzten Jahren alles über das von Gott auserwählte, bevorzugte Frankreich, Kämpfe der Kirche, besonderes Werkzeug der Vorsehung usw. geschrieben und geredet worden! Die Haare mußten einem zu Berge stehen. Aber die Betonung der besonderen Stellung Frankreichs in der Christenheit hat einen besonderen Zweck. Die Hoffnung auf eine Rettung, selbst durch Wunder, soll geweckt und genährt werden, damit der Muth nicht erlischt. Man weiß eben keinen Rath, kein Mittel, eine Besserung der politischen Zustände herbeizuführen, glaubt dabei an ein besonderes Eingreifen der Vorsehung. Das ist ja an sich erlaubt. Aber man soll nicht vermessen sein und die eigene Arbeit versäumen. Dem Papst schwebt offenbar das deutsche Centrum bei seiner Mahnung zur Einigkeit als Muster vor. Aber hier liegen die Verhältnisse vielfach anders als


in Deutschland. In den Vorstellungen, Uebersieferungen, Gewohnheiten, öffentlichen Einrichtungen sind Kirche und Königthum bei allen Franzosen so eng verwachsen, daß es selbst bei dem besten Willen, den Katholiken schwer fällt, die Verbindung zwischen Kirche und Republik auch nur auszudenken, besonders da ja die Republik stets sich nur als Inbegriff des Gegensatzes und aller Feindschaft gegen die Kirche bethätigt hat. Deshalb hat keiner der Führer, weder Graf de Mun, noch Lamy oder

Abbe Garnier, ein brauchbares Programm aufzustellen, die richtige Lösung zu finden vermocht. Deshalb rächt sich jetzt die sinnlose, blinde Parteinarahme gegen Dreyfus um so empfindlicher. Wegen dieser Parteinarahme mußten die Katholiken mit den Antisemiten und Nationalisten gegen das Ministerium stimmen, welches dabei eine unerhörte Mehrheit, 152 Stimmen, errungen hat. Alle Parteien haben sich gegen die Katholiken geeinigt, deren Lage daher keineswegs beneidenswert geworden ist.

Der Waisenknabe.

Von P. L. Coloma, S. J.

(Schluß.)

m selben Augenblicke spang ein großer Hund in's Zimmer und hüpfte vor Freude bellend um die Kinder des Bauern.

„Bartolo's Hund“, riefen Alle, „und hier kommt er selbst.“

„Möge der Schutz des Allmächtigen mit Euch sein“ sagte eine tiefe Männerstimme an der Thüre — und „Amen“ antworteten die Tischgenossen mit einstimmigem Rufe.

Es war der alte Schäfer, den wir im Walde gesehen.

Die Einladung, sich zur Tafel zu setzen, lehnte er dankend ab.

„Wie geht's den Heerden im Gebirge“, frug der Farmer.

„Gut, Herr“, meldete der Schäfer. „Aber heute Morgen fand ich in dem Hügelland ein zartes, mutterloses Lämmchen, das ich mit hierher gebracht habe, da keines meiner Schafe es pflegen kann. Es ist eine Waise, die ich ausgefetzt im Gebirge fand.“

Bei diesen Worten legte er ein schweres Bündel hin, aus dem kein Anderer troch, als unser kleiner Nanoque. Alle drängten sich um den armen Schelm. Dann erzählte der Schäfer, wie er den Kleinen gefunden habe. Sein Onkel Canijo sei ein Vagabund, der den Knaben zu tödten wünschte, während die Mutter,

ein verklärtes Weibsbild für Verstoßung ihres Kindes gesprochen habe. Schließlich habe sich das saubere Paar davon gemacht und den Kleinen allein in der Wildniß gelassen.

Alle hörten gerührt dem Schäfer zu. Consolata aber rief: „es ist ein Wunder, ein wahrhaftiges Wunder. Dies ist fortan mein Kind; der heilige Joseph hat es mir zugeschiedt, ich adoptire es.“ Dabei nahm sie den Jungen in ihre Arme, preßte ihn an die Brust und herzte ihn.

„Gib acht, was Du sagst, Consolata“, mahnte die Schwägerin, „bedenke, was Du zu thun vorhast.“

„Habe ich Euch nicht gesagt“, rief die Wittwe, „daß ich in der Stunde meiner schwersten Prüfung dem hl. Joseph ein Gelöbniß machte? Nun ist mir Gelegenheit geworden; es zu erfüllen. Ich schwur, daß ich das erste ausgefetzte Kind, das mir begegnen und seine hilflosen Händchen mir entgegenstrecken würde, als mein eigenes annehmen wollte. Nun steht selbst, ob Gott nicht diesen kleinen Engel geschildt hat, damit ich ihm eine liebende Mutter sei.“

„Mama, Mama,“ lispelte mit schwacher Stimme Nanoque, indem er sich fester in die Arme seiner Schützerin schmiegte.

„Ja, nenne mich Mutter, deine Mutter“,

sagte thranenden Auges Consolata. „Eine Mutter hat dich verlassen und ausgesetzt; nun schließt eine andere dich als Mutter an ihr Herz. Zwei Kinder habe ich verloren, aber eins hat mir der hl. Josef, wiedergeschenkt.“

Der Farmer schüttelte das Haupt und bat seine Schwester, nicht übereilt zu handeln. Er hatte schon im Stillen gehofft, daß der bescheidene Wohlstand seiner Schwester einmal seinen Kindern zufallen würde, und nun drohte diese Erwartung getäuscht zu werden.

Hatte Ventura, der alte Schäfer, im Herzen seines Brodherrn gelesen? „Laßt sie thun nach ihrem eigenen Willen“, sagte er ernst. „Gebt acht auf die Worte der hl. Schrift: „Vater und Mutter haben mich verlassen, aber der Herr war mein Hirte.“

Drei Monate später, nachdem die Wittve sich erholt hatte, bereitete sie sich zur Heimkehr.

„Hast du dir reiflich überlegt, was du mit Nanoque zu thun gedenkst“, frug ihr Bruder. „Du weißt, der Vater des Jungen sitzt im Gefängniß, seine Mutter ist eine Verworfene. Schlechte Bäume haben aber noch nie gute Früchte gezeitigt und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Was willst du mit einem kleinen Wolf anfangen, welche Hoffnungen hegst du für die Zukunft dieses Söhnchens eines Verbrechers und einer Dirne?“

Die Wittve war schmerzlich berührt und für einen Augenblick außer Fassung. Dann sagte sie still aber fest: „Ich werde meinen Sohn lehren, Gott zu fürchten und das Handwerk zu treiben, das meinem seligen Gatten die Mittel gab, einen ehrlichen Hausstand zu führen. Der arme Kleine hat keine Schuld an den Sünden der Eltern und hat diese auch nicht selbst gewählt.“

„Wichtig, er hat sich dieselben nicht gewählt, aber ihr Blut fließt doch in seinen Adern“, entgegnete der Bruder.

Doch Consolata blieb bei ihrem Entschlusse und kehrte mit ihrem Adoptivkinde in die Heimath zurück.

III.

Die Aufgabe, welcher sich die edelsinnige Consolata geweiht hatte, war keine leichte.

Nanoque hatte wirklich ein wildes, stürmisches und ungezähmtes Wesen. Die Lasterhaftigkeit seines Vaters, die Verworfenheit seiner Mutter und das böse Beispiel Canijos hatten die kindliche Natur vergiftet. Und dennoch fand seine neue Mutter, die einfache Arbeiterin, welche nichts gelernt hatte, als Körbe und Matten zu flechten, die nichts anderes wußte, als die einfachen Lehren ihrer erhabenen Religion, den Weg zu seinem kindlichen Herzen. Durch ihre Arbeit und ihr Gebet erfuhren das Gemüth und der Charakter des Jungen eine vollständige und wunderbare Umwechselung.

Consolata besaß instinktiv jenen feinen Tact und jene seltene Weisheit, welche sich Frauen aneignen im stillen Wirken ihrer häuslichen erzieherischen Thätigkeit. Und wo ihre natürlichen Mittel und Künste versagten, nahm sie ihre Zuflucht zu jener Quelle übernatürlicher Hülfe und Erleuchtung, zum Gebet. So erstarben unter ihrer mütterlichen Obforge die ursprünglichen bösen Keime in der jungen Brust, um guten und edlen Empfindungen Platz zu machen. Nanoque wurde im Katechismus unterrichtet, fleißig zur Arbeit angehalten und war nach zehn Jahren nicht nur ein tüchtiger Wirker und Weber, sondern auch ein braver und tugendhafter Jüngling geworden. Er war Consolata's Stütze und Freude und erwiderte ihre fromme mütterliche Neigung durch die kindlichste und zärtlichste Liebe!

Eines Tages, vor Beginn des Winters, wurde er in das Haus eines Notars geschickt, um dort Teppiche zu legen und Wandgehänge anzubringen. Während er auf dem Boden saß und die Teppiche festnagelte, konnte sein Auge in das nächste elegante Zimmer schweifen, dessen Thüre weit offen stand. Da sah er zwei liebliche Kinder spielen, deren eines, ein armes verkrüppeltes Wesen in einem Stühlchen saß. Es amüßte sich mit dem Inhalte einer Spielsachen-Schachtel, welche ihm sein Vater zur Unterhaltung gegeben hatte. Sein Brüderchen stand zur Seite des Stuhles und nahm an dem fröhlichen Treiben theil. Bald aber entstand zwischen den Kleinen nach Buben Art ein Streit. Da ließ sich eine zürnende Frauenstimme hören: „Ihr bösen Kin-

der, hort sofort auf mit cuerem unartigen Spektakel oder ich komme, und wenn ihr nicht brav seid, rufe ich Cachana und den alten Canijo herbei, die werden euch in den Sack stecken und forttragen.“

Wie vom Blitz gerührt, hielt Nanoque mit der Arbeit ein. Zum ersten Mal hörte er hier die langst verklungenen Namen wieder. Scham, Schmerz und eine unsägliche Angst befielen ihn, und ein nanⁿloses Entsetzen machte ihn zittern und lauschen.

Einen Augenblick später kam die Kinderfrau herzu und stellte den Frieden unter den Jungen wieder her, indem sie jedem eine gleiche Anzahl leichter Schläge gab. Sie wollte schon wieder weggehen, da raffte sich Nanoque auf, ging zu ihr und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Madamé, entschuldigen Sie, kennen Sie die Personen, deren Namen sie eben nannten; ich meine Cachana und Canijo?“

„Ob ich diese Leute kenne? Nein!“ sagte die Frau, nicht ohne einen Anflug von Ueberaschung.

„Ich fragte Sie nur, weil ich wissen möchte, wer diese Leute sind,“ sagte Nanoque.

„O, das sind zwei Verbrecher der schlimmsten Sorte, eine schlechte Frau und ein Mörder und Tagedieb, die übermorgen hier hingerichtet werden“, entgegnete die Angeredete.

Nanoque stand, wie von einem Donnerschlag gerührt. Bleich und an allen Gliedern bebend, lehnte er sich an den Thürpfosten, um nicht hinzufallen.

„Was fehlt Ihnen, mein Freund, sind Sie krank?“ frug die alte Wärterin mit theilnahmsvoller Stimme.

„Ist das wahr, was Sie mir mittheilten und woher wissen Sie das von Cachana und Canijo?“ stammelte Nanoque.

„Mein Herr, der Notar hat mir's gestern gesagt“, fuhr die Alte fort; „er ist in seiner Studirstube; wollt Ihr ihn vielleicht sehen?“

Nanoque konnte nur beipflichtend nicken, und folgte der Frau in die Amtsstube des Notars.

Der Herr empfing ihn recht freundlich und wenn auch sichtlich befremdet durch das eigen- thümliche Gebahren und Reden des jungen

Mannes, gab er ihm doch in aller Ruhe jede gewünschte Auskunft. Cachana und Canijo hätten vor etwa zwei Jahren einen Raubmord begangen und seien dadurch endlich in die Hände der Justizbeamten gerathen, die schon längst die Spur des verbrecherischen Paares verfolgt hatten. Jetzt seien sie zum Tode verurtheilt und übermorgen sollten sie ihre verdiente Strafe büßen.

Bei diesen Mittheilungen brach Nanoque vollständig nieder; entkräftet ließ er sich in einen Sessel fallen und weinte laut auf.

Theilnehmend beugte sich der Notar über ihn und sprach ihm in mildester Weise freundlichen Trost zu.

Nach und nach löste sich das heftige Weh und Nanoque konnte dem guten Manne seine Lebensschicksale mittheilen. Mit innigster Nührung hörte ihm dieser zu. Gebrochenen Herzens verabschiedete sich schließlich Nanoque, um heim zu gehen.

Ein neuer Schrecken folterte ihn: Wie sollte er seiner guten, edlen Pflegemutter diese entsetzliche Nachricht beibringen? —

IV.

Als Nanoque heimkam, saß die Wittve im hinteren Stübchen in freierlicher Unterhaltung mit einer Nachbarin. Er bot den Frauen nur guten Abend, entschuldigte sich mit heftigem Kopfschmerz und begab sich sofort auf sein Zimmer. Angekleidet warf er sich hier auf sein Lager.

Armer Junge! Welche Meer von Weh und Leid war plötzlich über ihn hereingebrochen! Was soll ich thun, o Gott, was soll ich thun, frug er sich immer und immer wieder. Sollte er sich öffentlich als Sohn Cachana's, der Mörderin bekennen und die Fingerringe auf sich richten? Schon der Gedanke, daß sein Name mit demjenigen dieser Mörderin in Verbindung gebracht werden sollte, ließ ihn erzittern. Wie soll er ehrlichen Menschen noch in's Auge sehen dürfen, er, der Sohn der Verbrecherin! Nein, solche Schande könnte er nimmermehr ertragen, viel lieber möchte er todt sein. Eher wollte er flüchten, in aller Stille Stadt und Vaterland verlassen, als ehrlos sein. Ruhelos und friedlos will er eher unstät in der W.: :

umherirren, als hier bleiben. Stundenlang schwirte und summtete es ihm im Kopfe. Ermattet von Grubeln und Weinen wollte er schließlich einschlafen, da schimmerte vor seinen Augen das Licht der ewigen Ampel, welche Consolata vor dem Bilde des Gekreuzigten brennen ließ. Und zu Füßen des Kreuzes sah er die Mutter voll der Schmerzen. Sie stand unter dem Pfahl der Schande und starb im Herzen mit dem Sohne den Tod, wie ihn die schwersten Verbrecher starben, und hielt bei ihm aus, da ihn Alle verlassen hatten. Da fühlte Nanoque wie andere, himmlische Gedanken sich ihm in's Herz stahlen und er fand den Muth zu beten, heiß und inbrünstig zu beten. Und ein heißer Trost kehrte in seine Seele ein und Frieden empfand er in der bisher wildbewegten Brust. Schon wollte er sanft einschlimmern, da hörte er, wie leichte Schritte sich seinem Zimmer naherten. Rasch sprang er auf; es war Consolata!

„Wie, du bist noch nicht im Bette“, sagte sie freundlich.

Er schlug die Augen nieder und wagte nicht zu reden. Mitleidig trat die Mutter näher und faßte ihn an der Hand und Stirne.

„Du bist ja von kaltem Schweiß bedeckt, mein Sohn; du hast sicherlich ein schweres Fieber; fühlst du krank, mein Kind?“

Mit verstorten Blicken sah der junge Mann um sich; dann stammelte er in abgerissenen Worten:

„Meine Mutter — Sachana — und Canijo — werden morgen hingerichtet, morgen — am Galgen — auf dem Stadtplatze — als Mörder!“

Jammernd fiel Consolata auf die Kniee und mit zum Crucifixe erhobenen Händen flehte sie: „O, Mutter der Barmherzigkeit, o mein Jesu, was soll aus uns werden, was sollen wir thun?“

Nach schwerem inneren Ringen sagte Nanoque dumpfen Tones:

„Morgen gehe ich, um sie wieder zu sehen, ich bleibe bei ihr, an ihrer Seite und gehe nicht weg, bis man sie begraben hat.“

„Aber mein Sohn, mein lieber Nanoque, das ist ja Wahnsinn, purer Wahnsinn!“

„Wahnsinn?“

„Ja, mein Kind! Nur Schimpf würde das auf dich bringen, und mir würde es das Herz brechen,“ schluchzte Consolata.

„Aber sie ist doch meine Mutter, und muß ich nicht dem Gebote Gottes folgen“, sagte Nanoque, mit finsterner Entschlossenheit. „Gottes Gebote sind heilig und unverletzlich, seien sie noch so schwer oder noch so leicht.“

„Aber, es gibt doch kein Gebot, das dich zu einem so großen Opfer verpflichtet“, — wagte die Wittve einzureden.

„Du irrst dich Mutter“, sagte Nanoque und drückte ihr warm die Hand. „Du selbst hast mir gesagt, daß Gott geboten habe, Vater und Mutter zu ehren. Wie dürfte ich jetzt meine Mutter verachten und verlassen, da sie auf meine Liebe und Treue allein vor allen Menschen angewiesen ist. Nein, ich habe kein Recht, mich dieser Pflicht zu entziehen. Nein, mir soll die Welt nicht nachsagen, daß ich die Menschen mehr fürchte, als Gott. Ich will bei ihr sein auf dem Schaffot, damit sie im Tode den Trost habe, ihr Kind bei sich zu wissen.“

So sagte Nanoque; es war der Ausschrei seines gebrochenen Herzens!

Voller Ehrfurcht und Scheu blickte Consolata zu ihm auf. Staunen und Schmerz, Bewunderung und Achtung erfüllten sie und segnend weichte sie die heiligen Entschlüsse, die ihrer eigenen Lehre über alles Erwarten gut entsprossen waren.

„Du hast Recht, mein Sohn“, sagte sie und erhob sich. „Möge Gott mir verzeihen, daß ich deinen heroischen Entschluß zu ändern suchte. Du hast Recht! Morgen gehen wir zusammen zu ihr; ich will mit dir gehen; wir bleiben beisammen.“ —

In einer Nische vor der Kathedrale war ein Altar errichtet. Kerzenlicht badete ihn in milden Schein und über dem Altare hing ein Bild des kreuztragenden Erlösers, wie er Kalvaria hinaufstieg. Hier wurden nach alter kath. Sitte die zum Tode Verurtheilten vorüber geführt, hier knieeten sie vor ihrem letzten Gange nieder, um laut das apostolische Glaubensbekenntniß abzulegen; hier wurde ihnen durch den

Priester die letzte Absolution ertheilt. Welch' ein Bild der göttlichen Liebe! Der Heiland, der vom Kreuze herab eine Magdalena segnete und einen Schächer zum Himmel lud, der entbot auch dem Verbrecher, ehe er zum Galgen schritt, Verzeihung und göttliche Barmherzigkeit!

Eben hatte die Menge das Gotteshaus verlassen und Trompetenstöße kündeten den Anzug der Procession, welche Cachana und Canijo zur Richtstätte begleitete. Hinter dem verurtheilten Straßensänger schritten zwei Priester. Der in ein langes Gewand gekleidete Verbrecher hörte aber nicht auf zu fluchen und zu lästern und die beiden Geistlichen mit lauten und wüsten Schmähungen zu überhäufen. Als ihn der Richter nach gefälligem Urtheile frug, ob er noch einen letzten Wunsch habe, schrie er wie besessen: „Ja, laßt mich los, damit ich mich an diesem Weibe Cachana räche. Ich möchte ihr mein Messer ins verrückte Herz bohren, dann könnte ich glücklich sterben.“ Seitdem tobte er, wie ein Teufel, und wies er jeden Zuspruch und jede Mahnung verstockten Herzens ab.

Als die Gefangenen vor dem Altare angekommen waren, machte der traurige Zug Halt. Canijo wurde zuerst vor das Bild des Erlösers geführt und ein Priester trat vor und mahnte ihn zur Reue und Ergebenheit. Umsonst. Der Unglückliche drehte dem Kreuze den Rücken zu mit gottlosen Lästerungen auf den Lippen. Auf einem mit Stroh bedeckten Wagen saß Cachana in dumpfer Verzweiflung. Zu ihrer Seite saß Ranoque, der sie umarmt hielt und ihr Muth zusprach, während ein Priester zu ihren Füßen kniete und ihr ein Crucifix entgegenhielt. Vor dem Altare stieg die Unglückliche, von ihrem Sohne unterstützt aus und kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder.

„Bete den Glauben an Gott Vater, Mutter“, rief ihr der Sohn mit lauter Stimme zu. „und erwecke einen Akt der Reue so innig du nur kannst.“

Die Aermste warf einen schmerzlichen Blick auf ihr Kind, ach, das Gebet der Kindheit hatte sie während ihres sündenschweren Lebens ganz vergessen.

Da betete ihr Ranoque vor und sie wieder-

holte die Säge unter Seufzen und Stöhnen. Darauf ertheilte ein Priester der Unglücklichen den Segen. Dann schritt sie wankend und mit verglasten und stieren Augen dem Galgen zu.

„Muth, liebe Mutter, Muth“, rief Ranoque; gedenke der Barmherzigkeit Gottes, vor dessen Thron du jetzt zu erscheinen hast. Hier ist dein Calvaria! —

Der gute Priester, der Cachana in der letzten Stunde begleitet hatte, geleitete dann Ranoque heim in Consolata's Haus. Bei seinem Abschiede von da bot ihm Ranoque seine Ersparnisse an, damit er hl. Messen für die Seelenruhe der Gerichteten lese. Der Priester aber weigerte sich, ein solches Opfer der Liebe anzunehmen und versprach vielmehr, auf eigenen Entschluß eine Anzahl hl. Messen für Cachana lesen zu wollen. Erschöpft von den Strapazen des Tages und ganz niedergebrosen von den Eindrücken des furchtbaren Ereignisses sank Ranoque bald in einen todesähnlichen Schlaf. Die treue Mutter saß an seiner Seite und betete stille und thränenden Auges den Rosenkranz.

Einige Tage später mußte Ranoque wieder an seine Arbeit denken und dem Geschäfte nachgehen: Welches Opfer, wieder vor der Welt zu erscheinen! Wie werden sich Aller Blicke von ihm wenden, wie werden Aller Finger auf ihn deuten!

Doch nein; so unedel ist das kath. Volk Spaniens nicht, daß es wahre Seelengröße und ächte Tugend nicht zu würdigen wüßte. Wohin er ging und kam, wurde ihm nur Bewunderung und Achtung zu theil.

„Das ist der edelste unserer Jünglinge“ sagten die Männer und neigten ihre Häupter ernst und würdevoll vor ihm.

„Das ist der bravste der Söhne“, kispelten sich die Frauen zu und blickten ihm mit Stauen und Liebe nach.

Selbst die Kinder sahen mit Scheu und Verehrung zu ihm empor.

„Welch' treues, starkes Herz er hat“, dachte jedes gestittete Mädchen, das ihn kannte, und nickte ihm freundlichen Gruß entgegen.

Alle aber priesen das Glück Consolata's, die sich eines solchen Sohnes rühmen durfte, wie Ranoque!

o Ewigkeit, du Donnerwort.

Ein junger Mensch in London wurde aus Versehen in ein Grabgewölbe eingeschlossen. In dasselbe war nämlich seine Braut eingesenkt worden, und er war, von dem ungeheueren Schmerz über seinen herben Verlust überwältigt, in Ohnmacht gefallen und in dem Dunkel des Gewölbes schließlich übersehen worden. Das Geräusch der Kläder, die Schritte der Leidtragenden waren längst verhallt, als er wieder zu sich kam. Er richtete sich auf einem Arm in die Höhe und starrte in die undurchdringliche Dunkelheit. Erst allmählich ward ihm klar, schrecklich klar, daß er vergessen und in einem Gewölbe, fern von jeder menschlichen Wohnung, eingeschlossen sei. Er erhebt sich und tappt vorwärts, aber überall stößt er sich an feuchte Mauern. Glücklicherweise hat er sein Feuerzeug bei sich, er zündet ein Streichholz an, steckt ein kleines Wachslichtchen von Fingerlänge, das im Kästchen mit enthalten, in Brand und findet so den Weg zur Thür. Diese aber besteht aus dicken Bohlen. Indem er das Licht, um damit zu sparen, wiederum auslöscht, kommt ihm der Gedanke, daß er sich, bis man ihn vermißt und sucht, mit dem Wachs des Lichtes nähren könne. So hofft er es vier Tage, ohne zu verhungern, aushalten zu können. Aber wie lange mag er schon eingeschlossen sein? Wohl schon, denkt er, bis zum Abende. Da würgt es ihm im Halse, als wenn er hungerte. Er beißt den vierten Theil vom Lichtchen ab, verschluckt ihn und setzt sich auf die Stufen nieder. Mechanisch greift er wieder in die Taschen, ein Messer! Es hat zwar nur drei schwache Klingen, aber, mit Vorsicht gebraucht, könnte es die Thüre durchschneiden. Zitternd setzt er die Klinge an, nur Fasern bringt er los; aber er arbeitet unerbrossen weiter und immer fleißiger — da bricht die Klinge. Er erschrickt und wischt sich den kalten Schweiß von der Stirn. Nun wagte er die zweite Klinge. Endlich hat er ein Loch ausgebohrt, in welches er die Fingerspitze hineinlegen kann — da bricht auch diese Klinge. Er setzt sich hin, um sein pochendes Herz zu be-

ruhigen. Es scheint ihm, als ob er schon viele Stunden gearbeitet habe, das Blut strömt ihm von den Fingern, in die er sich geschnitten hat. Es wird, meint er, wohl schon wieder Tag geworden sein. Jetzt ist er wieder ruhiger geworden; noch einmal macht er sich an's Schneiden. Es ist die letzte Klinge, die nicht verloren gehen darf. Vorsichtig und langsam arbeitet er; bald, so hofft er, muß er die Thür durchbohrt haben, dann kann er durch die Oeffnung hinausrufen und wird gewiß bald gehört. Da knirscht die Klinge in grellem Tone. Das Holz ist durchbohrt, doch dahinter ist Eisen, an welchem die Klinge zerbrach. — Lange steht er in starrem Entsetzen, Dunkel und Verzweiflung ist um ihn her. Wieder aber scheint sich der Hunger zu regen, denn es müssen nach seiner Meinung jetzt 24 Stunden verflossen sein. Er beißt noch ein Viertel des Lichtes ab, und wundert, um wach zu bleiben, im Gewölbe umher. Aber die Müdigkeit übermannt ihn, er wehrt sich dagegen, läuft schneller, der Schweiß rinnt in Strömen von seiner Stirn, der Verstand verwirrt sich. — Da — horch, es nahen Schritte! — Die Brust droht ihm in fiebrhafter Erwartung zu zerspringen — die Thür geht auf, ein voller Sonnenstrahl übergießt sein Gesicht — er ligt in den Armen des Vaters. Eine Ohnmacht hielt ihn lange umfassen. Sein Leben lang hat er die Spuren dieser entsetzlichen Lage auf seinem Gesicht und in seinem Gemüthe getragen. Sein Haar war von jener Zeit an schneeweiß. Und wie lange war er eingeschlossen gewesen? Nicht zwei Tage und eine Nacht, sondern eine Stunde und siebenzehn Minuten. o Ewigkeit!

Als einst zum alten Kaiser Napoleon ein Professor kam, der um Anstellung bat, und dabei auf seine materialistische Wissenschaft pochte, wies ihm der Kaiser ernsten Blickes die Thüre, indem er sagte: „Ich will nichts wissen von einem Manne, der sich selbst nur für Thier und Roth hält, und auch mir nichts besseres zu sagen weiß, als daß ich Thier und Roth sei.“ Hatte der Kaiser Unrecht?

Das Trappistenkloster N. L. Frau vom Trost im Norden Chinas.

(Aus „Die katholischen Missionen“.)

Unter den ältern Orden, die in unserer Zeit eine neue Blüthe erlebt und sich in größerem Umfange auch dem Missionswerk zugewandt haben, sind vor allem auch die Trappisten zu nennen. Sie bilden jenen Zweig des Cistercienserordens, der durch den Abt von La Trappe, Dom Bouthillier de Rance († 1700), zur ursprünglichen strengen Regel des hl. Bernhard zurückgeführt wurde. Bekanntlich haben die Cistercienser im Mittelalter, namentlich in deutschen Ostmarken, eine großartige Missions- und Kulturarbeit geleistet. In ihre Fußstapfen treten heute die Trappisten. Staoueli im Norden Afrikas, Mariannahill mit seinen Töchterniederlassungen in Natal, Vananania im Belgischen Kongostaat, die Abteien Gethsemani und New Mellerau in den Vereinigten Staaten, die von Notre Dame du Petit Clairvaux, Notre Dame du Lac und Notre Dame Des Prairies in Canada, das Kloster vom Heiligsten Herzen in der Beagle-Bai, Diözese Perth (Westaustralien), dasjenige N. L. Frau vom Leuchtturm bei Hakodate in Nord-Japan u. a., alle in den letzten Jahrzehnten entstanden, sind ebensoviele Stätten des Gebetes, stiller Arbeit und Buße und Brennpunkte der christlichen Kultur und Zivilisation geworden. Die meisten dieser Niederlassungen haben sich bereits einen Namen gemacht.

Fast ganz unbekannt jedoch ist das Trappistenkloster N. L. Frau vom Troste, das im Apostol. Vicariate von Nord-Petscheli, vier Tagereisen westlich von Peking, in weltvergeffener Einsamkeit verborgen liegt. Es ist eine ganz eigenartige Schöpfung und verdient es wohl, daß wir über seine Entstehung und Entwicklung ausführlicher berichten.

1. Gründung.

Der Gedanke, auch nach China wie in andere Missionsländer einen strengen contemplativen Orden zu ziehen und sich seiner stillen aber

mächtigen Mitwirkung für das Missionswerk zu versichern, ging von den Lazaristen aus, die in Nord-China das Erbe der alten Jesuiten übernommen haben. Die Gründe waren namentlich folgende. Das Gebet und die Buße der frommen Klosterbewohner sollte zunächst wie ein linder Thau die Arbeiten der Missionäre in diesem ganz heidnischen Lande befruchten. Sodann schien es dringend geboten, dem heidnischen Mönchs- und Klosterleben, das gerade in Nord-China von den zahlreichen Bonzenklöstern und Lamaereien aus einen mächtigen Einfluß auf das religiöse Leben des Volkes ausübt, das ungleich reinere und erhabener Bild des katholischen Mönchtums, der lächerlichen Caricatur das vollkommene Original gegenüberzustellen.

Leider blieb die Ausführung des schönen Planes lange Zeit ein frommer Wunsch. Auf dem Provincial-Concil von Peking 1880, zu welchem sich die Apostol. Vicare der Nordregion zusammensanden, kam die Sache wieder zur Sprache und wurde allgemein das Verlangen nach einer Trappistenniederlassung geäußert. Ein glückliches Zusammentreffen der Umstände erleichterte die Ausführung. Bei seiner Romfahrt zum Vaticanischen Concil hatte der Apostol. Vicar von Peking, Msgr. Delaplace, die erlauchte Familie des Grafen Cajus von Stollberg kennen gelernt. Dieselbe legte in seine Hand eine bedeutende Geldsumme zur beliebigen Verwendung für irgend ein katholisch-religiöses Unternehmen. Um die gleiche Zeit hatten die Christen von Tan-schan, westlich von Peking, dem Apopol. Vicar einen ausgedehnten Grundbesitz, Tang-kia-keu genannt, überlassen, unter der einzigen Bedingung, daß sich ein Missionär ständig bei ihnen aufhalte. Geld und Grundbesitz waren somit gegeben. Der General-Oberer der Lazaristen, in deren Missionsgebiet der Ort der Niederlassung lag, und die Propaganda gaben freudig ihre Zustimmung. „Der Plan,“ so schrieb der Präfect der Propaganda, Cardinal Simeoni, am

23. September 1882, „die Trappisten in China und womöglich in Ihr Vicariat einzuführen, findet meine vollste Billigung und wird von der heiligen Congregation lebhaft begrüßt. Daß dem Gebet und der Buße geweihte Leben dieser Mönche ist ganz geeignet, in einer heilsamen und wirksamen Weise die heuchlerische Strenge der Lamas und Bonzen bloßzustellen. Ich sehe daher der glücklichen Verwirklichung des Planes mit großer Befriedigung entgegen.“

Nun reiste der Lazarist P. Javier (gegenwärtig Apostol. Vicar von Peking) nach Europa, um mit den Trappisten in Verbindung zu treten. Bereitwillig ging der Abt von Sept-Jons in Südfrankreich, Dom Jerome Guenat, auf den Vorschlag ein, und Anfangs 1883 kehrte Javier mit dem Abtprior von Tanice, R. P. Ephrem, nach China zurück. Am 11. Juni 1883 wurde der Vertrag mit dem Apostol. Vicar von Peking abgeschlossen, P. Ephrem wählte an Ort und Stelle mit kundigem Blick den Platz für die neue Niederlassung aus und begann mit chinesischen Werkleuten den Bau des Klosters. Ein chinesischer Priester P. Wang, leitete die Arbeiten. Bereits im Herbst 1883 langten drei Mönche von Sept-Jons an. Da die Bauten nur langsam voranschritten, mußten die Trappisten noch fast ein Jahr lang in kleinen chinesischen Mietshäusern Wohnung nehmen. Sie benutzten die Zeit, um die Sprache des Landes zu erlernen und sich mit Land und Volk etwas vertraut zu machen. Im September 1884 waren zwei Flügel des Klosters vollendet und konnten bezogen werden. Der südliche enthielt den Speisesaal, die Küche, einzelne Zellen, zwei Schlaffäle, den Kapitelsaal und den Haupteingang; der westliche die Kapelle, die Sacristei und das Krankenzimmer. Der Bau war solid in halb chinesischem Stil aufgeführt, nach Landesitte einstöckig und bot Raum für eine Klostergemeinde von 15—20 Personen. Im Jahre 1886 wurde das Kloster durch Beschluß des Generalcapitels von Port-du-Salut zum Priorat erhoben und der Abtei von Sept-Jons unterstellt. Ora et labora, Bete und arbeite, ist die Doppelaufgabe, die St. Benedikt seinen Söhnen stellte. Bei den Trappisten spielt die Handarbeit, spe-

ciell die Culturarbeit in Feld und Wald, eine Hauptrolle. Darum sind für ein Trappistenkloster die Orts- und Bodenverhältnisse von großer Bedeutung. Aus Wüsteneien fruchtbares Ackerland und dürre Felsen grün und blühen zu machen ist ihr schönster Ruhm. Sehen wir zunächst, was die Mönche von Maria-Trost in dieser Hinsicht geleistet.

2. Orts- und Bodenverhältnisse.

Der Ort der neuen Niederlassung war für ein Trappistenkloster wie geschaffen. Es liegt in vollkommener Einsamkeit fernab vom Getriebe der Welt in ernster, strenger Gebirgslandschaft. Nur einmal allmonatlich geht ein Bruder nach der vier Tagereisen entfernten Hauptstadt Peking, um in der Niederlassung der Lazaristen die Post zu holen. Der Gebirgscharakter der Gegend erinnerte P. Ephrem an sein Heimathsland Savoyen — nur daß die fruchtbaren Thäler, die sammetgrünen Matten, die rebbegrenzten Abhänge und der Schmuck der Wälder fehlten. Ein wildes Gewirr von Hügeln und felsigen Höhen umringt das Klosterthal. Um sich zurechtzufinden, haben die Trappisten den Hauptpunkten die theuren Namen berühmter Ordensstätten der Heimath wie Tanice, Sept-Jons, Clairvaux, Cîteaux u. a., gegeben. Weiter in der Ferne steigen die Gebirgszüge auf, welche das eigentliche China von der Mongolei und der Großen Wüste trennen. Die langen Schluchtenrinnen, die zwischen den Höhen sich hinziehen, sind meist mit Geröll und Dornestrüpp bedeckt. Der Besuß des Klosters ist zwar ausgedehnt — ein Rundgang um das Ganze erfordert an vier Stunden —, der Boden aber sehr arm, und nur unermüdlicher Fleiß vermag ihm den nöthigen Lebensunterhalt abzurufen. Hier konnten also die Trappisten ein rechtes Kraftstück ihres Berufes leisten. Mit Muth und Vertrauen ging man an die Arbeit. Da der Boden überall zerklüftet und zerhackt ist und nirgends größere Flächen aufweist, so bestehen die Felder und Gärten aus einer Anzahl kleiner Erdparcellen, die terrassenförmig an den Bergabhängen aufsteigen, ähnlich wie die Rebgeleände der Rhein- und Moselgegend. Um diese Gärten und Felder anzu-

legen, mußten manchmal gewaltige Felsen gesprengt werden. Oft brauchte man 14 Tage, um einen einzigen Miesenblock zu überwältigen. An die abgesprengte Stelle wurde Fruchterde Korb um Korb auf steilen, übereinander gestellten Leitern hinaufgeschleppt und die so geschaffenen Aecker und Gärten bepflanzt. Hirse bildet die Grundlage der Nahrung für die umwohnende chinesische Bevölkerung. Trefflich gedeiht die Kartoffel, und auch Hafer, Gerste, Mais und Sorgho geben gute Ernten. Dagegen lohnt sich der Anbau des Weizens auf den kleinen Ackerwürfeln weniger. Der Bedarf wird aus der Umgegend von Peking bezogen. Ein chinesischer Bruder backt das Brod. Es gelang aber, wenigstens im Anfange, nicht gut. Das Volk begnügt sich hier mit dünnen Brodfuchen, Reis und Hirsebrei, und ein Chinese findet sich schwer in die ungewohnte Arbeit des Knetens.

In den Gärten zog man bald fast alle europäischen Gemüscarten, wie Kohl, Rüben, Möhren u. s. w. Sie machen ja einen wesentlichen Bestandtheil der magern Trappistenküche aus.

Von Fruchtbäumen fand man nur wenige einheimische Arten vor. Der verbreitetste war eine Gattung Aprikosen, die überall in großer Menge wächst und dem Wind und Wetter am besten troht. Man ißt aber nicht das Fleisch der Frucht, sondern benützt bloß die Kerne, die im Lande einen wichtigen Handelsartikel bilden und bald auch den Trappisten eine gute Einnahmequelle erschlossen. Durch Pfropfen zog man auch die edle Sorte auf, deren Früchte gleichfalls im Markte einen guten Gewinn abwerfen.

Die Weinrebe ist im Lande bekannt, wird aber wenig gebaut. Die einheimische chinesische Beere ist zwar dick und lang, hat aber zu wenig Zuckergehalt, um einen guten Wein zu geben. Der Versuch erzielte ein ziemlich fadcs Getränk von der Farbe des Dunkelbiers: 1886 brachte der Prior aus Europa 20 Secklinge aus Burgund, die gepflanzt und sorglich gepflegt wurden. Sie schlugen zum Theil gut an und lieferten schöne Trauben. Das Klima ist für den Weinbau im großen nicht günstig. Im

kalten Winter müssen die Reben tief im Boden geborgen werden, während im Sommer die übergroße Hitze schadet. Ein günstiger Umstand für die Landwirthschaft ist die geringe Grundsteuer in China, die hier für den ganzen großen Grundbesitz kaum 100 Franken beträgt.

Was das Klima angeht, so gibt es eigentlich nur zwei Jahreszeiten, die fast unvermittelt sich folgen: die kalte, trockene, und die heiße, nasse. Mit Juli beginnt der Sommer, d. h. die Zeit überreicher Regengüsse, die so oft zu Ueberschwemmungen führen. Wenn sie aufhören, stellt der Winter sich ein. Dann friert es ohne Unterlaß, bisweilen bis auf 1 m Tiefe. Schnee fällt wenig wegen der trockenen Kälte, welche die aus Sibirien wehenden Winde verursachen.

Dies Klima ist der Viehzucht nicht sonderlich günstig. Maulthiere ertragen es am besten. Sie sind auch die einzigen, welche in der wildzerrißnen Berglandschaft als Lastthiere dienen können. Das Pferd eignet sich weniger, da sein Fuß nicht sicher genug und seine Ernährung schwieriger ist. Der Chinese braucht überhaupt wenig Lastthiere. Er findet, daß ihr Unterhalt zu viel kostet und daß Menschenkräfte billiger sind.

Hornvieh ist hier nicht zahlreich vertreten. Die Bauern der Gegend verstehen nichts von Milchwirthschaft, und Käse und Butter sind selten. Ausnahmsweise verstand sich einer der einheimischen Novizen, der aus den mongolischen Steppen stammt, auf Käsebereitung. Die Butter wird meist aus der Mandchurei bezogen und in Schmalz umgefotten.

Die Ziegen, die man angeschafft hatte, mußten wieder abgethan werden, da sie die jungen Bäume benagten. So blieben nur die Schafe übrig.

Fleisch bildet in China überhaupt nicht den Grundstock der Volksernährung, und der Chinese ißt wie der Trappist vorzugsweise Vegetarianer. Kochbutter und Fett wird durch Niacinusöl ersetzt. Die mächtige Staude ist im Lande sehr gemein.

Man könnte aus dem Gesagten schließen, daß die Nord-Chinesen in der Landwirthschaft noch weit zurück seien. Dem ist aber, wie uns

der Prior versichert, durchaus nicht so. „Wollten wir die Chinesen den Ackerbau lehren, so hieße dies Zeit und Mühe verschwenden. Sie verstehen sich darauf besser als der europäische Bauer. Wohl können wir einige neue Fruchtforten und europäische Gemüse einführen, und vor ihren Augen einige neue, verbesserte, ihnen unbekannt Methoden in Anwendung bringen. Wahrscheinlich aber werden sie uns ruhig machen lassen; denn sie haben nun einmal nicht unser Temperament und unsere Art, und sind nicht die Leute, die sich nach andern zu richten pflegen. Ihre landwirthschaftliche Methode ist das Ergebnis uralter Ueberlieferung und Erfahrung, die sie um so weniger preisgeben, da der Erfolg für sie spricht. Wirklich versteht es der Chinese recht gut, dem heimathlichen Boden das Nöthige abzugewinnen, selbst in den wilden Berggebieten, von denen hier die Rede ist. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß hier nichts als öde Wüsteneien sich finden. Weit gefehlt. In allen Falten des Gebirges, im kleinsten Thälchen, längs des magersten Flüsschens, liegen gut bevölkerte Dörfer und Weiler, bewohnt von armen Bauern, die nach bestem Können das rauhe Bergland bebauen. Ja sie thun in ihrem Eifer eher zu viel des Guten. Höhen und Hänge werden abgeholzt, um Platz für Ackergrund zu schaffen. Ist der Baumwuchs niedergelegt, so erhalten sie zwei bis drei gute Ernten. Dann kommt ein starker Regenfall. Die anbaufähige Ackerkrume wird thalwärts geschwemmt, und was bleibt, sind oben die nackten Felsen, unten ein überschwemmtes Thal, an beiden Orten complete Unfruchtbarkeit.“ Die Folge ist Hungersnoth, die gerade in den chinesischen Nordprovinzen so häufig wüthet.

3. Beziehung zur Bevölkerung. Cultur- aufgabe der Mönche.

In welchem Verhältniß stehen die Mönche zur Regierung und Bevölkerung? „Die Behörden,“ antwortet der Prior, „Legten uns gar keine Schwierigkeiten in den Weg. Ein einziges Mal kam in der ersten Zeit ein Mandarin mit seinem Gefolge zu einer Art Inspection. Der Anlaß war folgender. Wir

hatten mit Pulver einen Felsen gesprengt, um einen Brunnen anzulegen. Die Leute der Nachbarschaft, erschreckt durch den gewaltigen Knall, bildeten sich ein, wir wollten das ganze Land in die Luft sprengen und liefen hin, um uns bei der Behörde anzuzeigen. Der Mandarin kam also, um zu sehen, was geschehen sei. Man zeigte ihm die Pumprohren und erklärte ihm deren Gebrauch. Da hierzulande die Leute blas die altfränkische chinesische Schöpfmaschine — Schöpfeimer an einem Seil ohne Ende — kennen, so hörte er unsere Erklärung mit großem Interesse an und lachte über die kindische Furcht seiner Landsleute. Er war sehr höflich, sehr rücksichtsvoll, wenigstens ebenso sehr als ein Beamter seines Grades, etwa ein Präfect, es in Frankreich wäre. Nach Landesbrauch hätten wir ihn mit seinem ganzen Gefolge einlogiren müssen. Allein der hohe Herr wollte uns die Ungelegenheit ersparen, blieb allein im Kloster und ließ seine Leute im nächsten Dorfe Quartier nehmen.“ Ueberhaupt, fügt der Prior bei, zeigten sich die Behörden sehr tolerant und mischten sich durchaus nicht in die innern Angelegenheiten des Klosters. Manche Regierungen in Europa könnten hierin von ihnen lernen. Was nun die Bevölkerung angeht, so hat man es hier nicht mit einem wilden Volke zu thun. „Unsere Chinesen befolgen die gesunden Grundsätze des natürlichen Sittengesetzes, unterscheiden sehr wohl das Gute und Böse, Mein und Dein, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, erkennen willig die Autorität der rechtmäßigen Obrigkeit an, haben Industrie und Handel, bauen Brücken zc. Früher gab es in dieser Gegend schöne und breite Straßen. Sie sind freilich vernachlässigt worden und verfallen, so daß es heute nur noch Saumpfade gibt, die von Maulthieren und Palankinträgern begangen werden.“

Anfangs betrachtete die Bevölkerung die fremden Ankömmlinge mit argwöhnischer Zurückhaltung und Kälte. Das war ganz natürlich. Wenn Chinesen sich in Frankreich mitten unter Franzosen sich niederließen, so wäre dies dort ebenso sehr der Fall. Schon bald brachte das gegenseitige Interesse einander näher. Man brauchte Arbeitskräfte. „Wir fanden in

der einheimischen Bevölkerung treffliche Arbeiter für alle Berrichtungen, die wir nicht selbst thun konnten. Treffliche Arbeiter, sage ich, ich müßte sagen. die besten Arbeiter der Welt. Sie wissen, daß die Chinesen schon auf dem Wege waren, den Europäer auf jenen beiden Kampfsplätzen, wo die Arbeit ihre schönsten Siege errungen, in Amerika und Australien, aus dem Felde zu schlagen. Man sah sich gezwungen, sie gewaltfam fernzuhalten, weil fast alle Arbeit in ihre Hände kam. Zwei Eigenschaften zeichnen den chinesischen Arbeiter in einem ganz ungeröhnlichen Grade aus, die ihn jeder Concurrenz überlegen machen: Ausdauer, ich möchte eher sagen: eine Hartnäckigkeit ohne Grenzen, und eine beispiellose Bedürfnislosigkeit. Einige Pfennige genügen ihm zum Unterhalt. Nehmen wir die Arbeiter, die wir gedungen. In später Jahreszeit verdienen sie täglich ohne Beköstigung 120 Sapfen, etwa 15 Pfennig; bei Beköstigung sind sie mit 60 Sapfen, etwa 7½ Pfennig zufrieden. Damit unterhalten sie sich und ihre Kinder und legen noch etwas für den Winter zurück.“ — Als der Prior P. Maria Bernard dies dem obengenannten französischen Sociologen Abbee Lemire mittheilte, meinte derselbe, wenn dem so sei, so könnten die Trappisten in China die Landwirtschaft leicht in großem Stile betreiben und reiche Leute werden. „Das ist nicht unsere Aufgabe,“ lautete die Antwort. „Wir dingeu Hilfsarbeiter nur, wenn die Arbeit drängt, wie im Sommer. Zu anderer Zeit thun wir alles selbst. Wir beschränken den landwirthschaftlichen Betrieb nur auf das Nothwendige, um Zeit für die religiösen Uebungen zu haben.“ — „Aber warum siedeln Sie sich denn nicht in fruchtbarern Gebieten an, warum gründen Sie nicht große Musterfarmen? So können Sie ja niemals wohlhabend werden und werden stets arm bleiben.“ So hörte der Prior in Frankreich oft genug die Leute reden. Er erwiderte: „Wenn wir stets arm bleiben, um so besser. Die Armuth ist ja die beste Schutzmauer des Ordensgeistes. Was wir wünschen, ist, jährlich so viel zu ernten, um leben und uns von der Welt unabhängig erhalten zu können, aber doch so, daß wir stets auf die Vorsehung ange-

wiesen bleiben. Welchen Eindruck würde es auf unsere chinesischen Adoptivbrüder machen, wenn sie sähen, wie wir die fruchtbarsten Felder, die fettesten Thalgründe, die schönsten Waldbestände in Besitz nähmen, und gewahrten, wie wir in möglichster Bequemlichkeit und im Ueberflusse lebten! Sie würden uns neidisch und mißgünstig ansehen, und wir hätten von Anfang an das Geschick, welches die alten europäischen Orden erst im Laufe der Zeit, als ihre Güter sich gemehrt hatten, erlitten: Gegenstand des Neides für die Niedern, der Begehrlichkeit für die Großen zu werden. Wir sind keine frommen Klausleute oder Ackerwirths-Mönche, wie man so oft meint. Volltönende Neclamen sind gar nicht nach unserem Geschmack. Das alles ist keine Ehre für Ordensleute, die gern und wirklich arm sein wollen. Wie könnten sich sonst auch reine, selbstlose Männer finden, die nur den Frieden der Seele und den Dienst Gottes im Aug. haben? Nein, noch lebt das alte Ideal des Mönchslebens. Alles ist in „Maria Trost“ danach eingerichtet. Die Wohnung ist einfach, einstückig, solid, die Wände nackt und schmucklos. Alles macht den Eindruck des Klösterlichen und entbehrt trotz seiner edeln Einfachheit nicht der Schönheit.“

Aber was wollen denn die Trappisten in China, so fragt man, wenn sie nicht die moderne Cultur verbreiten wollen und das Predigen zc. ja nicht ihre Sache ist? Anfangs, so antwortet der Prior, dachten manche daran, letzteres zu thun. Allein es ist nicht unsere Aufgabe. „Die Söhne des hl. Ignatius haben nach China die Wissenschaften, die Söhne des hl. Vincenz von Paul die christliche Liebe gebracht, wir, die Söhne des hl. Benedikt, wollen ihm den Glanz der Liturgie vor Augen stellen. Wir kommen, um dem Himmel hier jenen Tribut der Gottesverehrung darzubringen, die man mit Recht als die erste und vornehmste Pflicht des Menschen gegen seinen Schöpfer bezeichnen kann.“ Der Prior verbreitet sich dann ausführlich über die hohe Wichtigkeit, diesen christlichen Cult und das christliche Mönchsthum in seiner ältern Form, dessen Hauptzweck das Leben des Gebetes und der Buße ist, in diese Heidenländer zu verpflan-

zen. Allein, meinte Abbe Lemire, dies ist ja die Blüthe des christlichen Lebens und setzt voraus, daß der Boden schon einigermaßen vorbereitet sei. China ist im großen noch ein ganz heidnisches Land und noch gar nicht fähig, eine so hohe Idee zu begreifen und zu würdigen. Dagegen machte der Prior zunächst geltend, auch in Europa sei ja die Christianisirung von den Mönchen und ihren Klöstern ausgegangen, und die erste Form des christlichen Lebens, mit dem die neubekehrten Völker bekannt geworden, sei ja gerade das Ideal der christlichen Vollkommenheit gewesen. Dies habe auf die Gemüther auch einen so großen Eindruck gemacht. „Wichtig ist, daß in China, namentlich im Süden und besonders unter den gebildeten Klassen, der religiöse Indifferentismus und Nationalismus sehr verbreitet ist und die Religion vielfach in Formeln aufgeht. Aber der Nord-Chinese und Mongole ist tiefer und ernster angelegt und das Volk in seiner Art sehr religiös. Auch hat gerade hier das beschauliche Mönchsthum in heidnischer Form sich stark ausgebildet, wie die zahlreichen Lamasereien bezeugen. Schon der strenge Charakter der Gebirgslandschaft und der unermesslichen Steppe begünstigt eine gewisse beschauliche Geistesrichtung. Thatsächlich hat denn auch das Klosterleben in „Maria Trost“ eine große Anziehung ausgeübt. Im Jahre 1886 zählte es erst 3 einheimische Novizen, 1887 schon 8 (4 Chor- und 4 Laienovizen); 1892 waren von den 42 Religiosen (Professoren und Novizen) 38 Chinesen, darunter mehrere Priester, 1894 zählte die Klostersgemeinde 50 Mitglieder; 8 Priester, 22 Chorreligiosen und 20 Laienbrüder, zum größten Theil Chinesen. Es wäre leicht, die Zahl zu verdoppeln und zu verdreifachen, aber die Mittel zum Unterhalt reichen noch nicht aus. Von allen Seiten kommen Anmeldungen, und die Missionäre sagen, daß sie bloß auf die Existenz des Trappistenklosters hinzuweisen brauchten, um unter den Neubekehrten Berufe zu wecken. Die Eingetretenen schreiben regelmäßig an ihre Eltern, Verwandten und Bekannten, tragen so in weite Kreise das Interesse für das Kloster und bannen die Vorurtheile dagegen.“ — „Und wie steht es mit der Festig-

keit im Beruf?“ — „Sehr gut. Ihre einfachen Sitten, der patriarchalische Charakter des nordchinesischen Familienlebens, die Gewöhnung an strenge häusliche Zucht, ihre von Jugend auf gewohnte Arbeitsamkeit bilden vortreffliche Bedingungen für das Klosterleben.“ — „Aber der Eölibat?“ Auch das macht keine besondern Schwierigkeiten. Im Princip befolgen ihn ja auch die Bonzen, wenn sie auch in der Praxis vielfach sehr verkommen sind. Immerhin ist die Idee nicht neu und stehen ihr keine Vorurtheile entgegen. Dazu kommt die Kraft der Gnade und des Berufes. . . . Die „einheimischen Mönche gewinnen das Chorgebet und die Feier der heiligen Liturgie rasch sehr lieb. Die Priester feiern mit großer Andacht die heilige Messe. Nur sind sie ein bißchen langsam, das kommt von ihrem Temperamente, sie sprechen alle Worte sehr deutlich aus und machen die Ceremonien mit großer Würde. Ich kann versichern, daß ihre Frömmigkeit eine tiefe und aufrichtige ist. Während der Zwischenpausen, welche die vorgeschriebenen Uebungen unterbrechen, haben wir freie Zeit, wo jeder thut, was er will: Lesen, beten, arbeiten. Unsere Chinesen gehen dann mit Vorliebe in die Kapelle und bleiben betend vor dem hochheiligsten Sacramente knien. Niemand treibt sie dazu an. Sie handeln ganz aus eigenem Antriebe. Ich versichere sie, daß mir oft die Thränen in die Augen kamen, wenn ich sie so auf den Knien sah, den Blick auf das Tabernakel gerichtet, anbetend im Geist und in der Wahrheit, während ihre Brüder nach dem Fleische ganz verloren im Irdischen und Vergänglichem dahinleben und leider nur in Unwissenheit und falschem Wahne anbeten.“

„Das sind ja recht schöne Erfolge und man muß sich um so mehr darüber freuen, da es den Beginn zur Lösung eines der wichtigsten Probleme in unsern Missionsländern bedeutet: der Bildung eines einheimischen Clerus.“

Damit war die Unterredung auf einen neuen sehr interessanten Gegenstand gekommen.

4. Die Frage des einheimischen Clerus. Die alte und die neue Missionsmethode.

Ein Reich wie China mit ca. 400 Millionen Seelen, so führt der Prior aus, christianisiren

wollen, ohne einen selbständigen einheimischen Clerus zu schaffen, ist ein hoffnungsloses Unterfangen. Der europäische Priester wird im allgemeinen niemals sich völlig akklimatisiren können; deshalb sind relativ schwere Verluste unvermeidlich. Dazu kommt, daß jeder neue Ankömmling stets wieder von vorne anfangen muß, um sich die nöthigen Erfahrungen und Sprachkenntnisse zu erwerben. Es ist auch gar nicht daran zu denken, daß das kleine Europa die Missionsländer je mit einer auch nur irgendwie ausreichenden Zahl von Priestern versorgen kann. Wie leicht kann überdies die Verbindung gestört und unterbrochen werden! Es braucht nur eine große allgemeine Verfolgung auszubrechen, dann hört der Zuzug auf, und da die Mission wesentlich auf der Hilfe des Auslandes ruht, bricht sie zusammen. Die Missionsgeschichte am Ende des vorigen Jahrhunderts bestätigt diese Möglichkeit traurig genug. Sobald es aber einen ausreichenden einheimischen Clerus, einheimische Bischöfe gibt, ist ein solcher völliger Zusammenbruch kaum mehr möglich. Man kann die Saaten zerstören, doch der Same bleibt und wird sich immer wieder aus sich selbst erneuern. „Aber,“ so macht Abbe Lemire geltend, „nicht alle Missionäre theilen ihre Hoffnungen, die sie auf einen einheimischen Clerus setzen. Sie betrachten zwar die einheimischen Priester als nützliche Gehilfen, sie wagen aber nicht auf ihnen die Zukunft aufzubauen, und finden es für nothwendig, sie stets unter ihrer Vormundschaft zu halten. Nie wird ihnen ein wichtiger Posten anvertraut, nie läßt man zu, daß Europaer als Untergebene unter ihnen stehen.“

„Ich weiß das“, erwidert der Prior. „Und diese Praxis enthält für die einheimischen Priester eine empfindliche Verdemüthigung. Ich habe chinesische Priester von erprobter Tugend und erwürdigem Alter getroffen, die jungen, eben aus Europa angekommenen Ordensleuten untergeordnet wurden, obschon diese von chinesischen Dingen noch gar nichts verstanden. Es braucht gewiß ein hohes Maß von Lenksamkeit, um eine solche Stellung hinzunehmen.“ — „Nun ja, es ist aber doch sicher, daß der chinesische Priester weit unter dem europäischen

steht.“ — „Das scheint so, wenn man sie neben die eifrigsten und tüchtigsten Männer ihres heimischen Clerus oder neben Ordensleute stellt, die im wahrsten Sinne Apostel sind und auch bei ihnen zur Elit. gehörten. . . . Die Kirche hat den nationalen Clerus in einzelnen Ländern nicht abgeschafft, weil er nicht auf der Höhe stand, sondern hat ihn allmählich gebessert und gehoben. . . . Was speciell unsern chinesischen Clerus anbelangt, so scheint mir der Cardinalpunkt darin zu liegen, daß man sein Selbstvertrauen weckt und ihn zur Selbstregierung erzieht.“ Der beste Weg dazu ist aber das Klosterleben. Alle Missionäre stimmen darin überein, daß der chinesische Priester sich in der Isolirung nicht halten kann. In Europa steht der Seelsorger vielfach mitten in einer gläubigen Bevölkerung. Die Umgebung hält, stützt, tröstet, beschützt ihn. Hier steht der arme chinesische Priester mitten in einem heidnischen Volke, umgeben von Verwandten und Freunden, die noch selbst vielfach dem Aberglauben anhängen. Nichts, was ihn förderte, tröstete, hielt. Wie ganz anders, wenn er Glied einer religiösen Gemeinschaft wird! Hier findet er Schutz, Ersatz für die Familienbande, alles. Aus den Klöstern ist ja auch in den einstigen Missionsländern Europas die Weltgeistlichkeit hervorgegangen. Ordensleute waren ihre ersten Bildner und Erzieher. So wurde ein einheimischer Clerus geschaffen, so die Völker und Nationen als Ganzes allmählich christianisirt und der Kirche eingegliedert.

Wie kommt es denn, fragt Abbe Lemire, daß die Mendikanten und die andern neuern Orden seit 400 Jahren die neu erschlossenen Welttheile evangelisirt haben, und daß man trotzdem in den überseeischen Ländern nirgends auf neue christliche Völker und Massen hinweisen kann, die als solche, als ein Ganzes wie einst in Europa der Kirche sich eingegliedert? Wohl wurden viele, Hunderttausende, Millionen, bekehrt. Doch die katholische Kirche wuchs doch nur durch Hinzufügung neuer Individuen. Wo aber sind die neugegründeten, national gegliederten Kirchengemeinschaften, wie in Europa die gallische, germanische, slavische?

Einen Hauptgrund des ungleichen Erfolges findet der Prior in dem wesentlichen Unterschied der alten und der neuen Missionsmethode, die hinviederum in der wesentlich verschiedenen Organisation der alten und der neuern Orden, der Hauptträger der Missionsarbeit, begründet liegt. Die neuern Orden gleichen den beweglichen Colonnen einer Eroberungsarmee, die mit kühnem, unerschrockenem Muthe das Kreuz bis in die fernsten Winkel der Erde tragen. Sie wurden ausgesandt von einem Centrum, dem Mutterhause aus, wo ihr Schwerpunkt liegt, welches sie unterhält und für welches sie arbeiten. Ihre ganze Thätigkeit wird von dort wie von einem Generalcommando aus geregelt. Ihre Niederlassungen in fremden Landen sind daher bloße „Residenzen“, „Spitze“. Man wohnt dort, so lange kein Befehl kommt, weiter zu ziehen und sein Zelt anderswo aufzuschlagen. Entstehen Schwierigkeiten oder fordern es taktische Gründe, so ruft der Obere seine Truppen ab oder tauscht sie aus. Das alles gibt ihnen ihre große Beweglichkeit und Schlagfertigkeit und andere Vortheile. Ganz anders ist es mit den alten Orden. Der Prior vergleicht jene mit den kampfbereiten Truppen des Welt Eroberers Alexander des Großen, die Orden des hl. Benedikt dagegen mit den römischen Soldatenkolonien. Warum hatten die römischen Eroberungen so festen Bestand? Weil ihre Soldaten in den eroberten Gebieten sich niederließen, fest im Lande Wurzel faßten und von diesen Kolonien aus römische Cultur und Sprache verbreiteten. Genau so machten es die Benediktiner der ältern Missionsperiode. Sie waren Kolonisten der römischen Kirche, die mitten in den Wäldern Germaniens u. s. w. sich bleibend niederließen und ebensoviele Brennpunkte christlicher Cultur und Gesittung schufen. Jedes Kloster der alten Regel wird, sobald es lebensfähig ist, auf eigene Füße gestellt und bildet ein selbständiges Ganze für sich. Diese Isolirung zwingt den jungen Schöbling dazu, in dem neuen Lande Wurzel zu schlagen, um aus dem einheimischen Boden selbst Leben und Nahrung zu ziehen. Das fremde Land wird wirklich und im vollsten Sinne zur neuen

Heimath der Mönche. Sie sind durch das Gefühl der Stabilität an die fremde Scholle gebunden. Dieses Gefühl der Heimathlichkeit, das Bewußtsein, daß sie hier leben, hier sterben sollen, erhöht den Muth, die Freude, für das Ganze zu schaffen, und begründet die Nothwendigkeit, in das Volk, das sie umgibt, sich tiefer hineinzuleben, mit ihm eins zu werden, um aus ihm sich zu verjüngen. Damit sind wir wieder auf der Frage eines einheimischen Clerus zurückgelangt. Die alte Klosterform bildet den naturgemäßen Weg dazu.

Man hat gemeint, sagt der Prior, daß, wenn einmal die Chinesen in unserem Kloster noch mehr die Oberhand gewännen, sie uns vor die Thüre setzen würden, da kraft der Regel die Mönche selbst ihren Obern ernennen. Allein das sei ja gerade das Ziel, was man erstrebe. „Sobald die chinesischen Trappisten einmal fähig sind, sich selbst zu regieren, sage ich mit Freude: ‚Herr, nun entlasse deinen Diener.‘ Ich hoffe diesen Tag noch zu erleben. Schon jetzt habe ich unter meiner Oberaufsicht einen chinesischen Novizenmeister, der seinem Amte alle Ehre macht und es zu meiner vollen Zufriedenheit verwaltet.“ Wird das Kloster ein chinesisches Trappistenkloster und der Wurzelstock für andere neue Schöblinge im Lande, so ist das schönste Ziel erreicht; der große Orden des hl. Benedikt hat einen neuen nationalen Zweig getrieben.

Ohne Zweifel läßt sich gegen manches, was hier gesagt ist und nur in kurzen Auszügen mitgetheilt ist, mehr denn ein Einwand erheben. Im ganzen sind aber die Grundgedanken, zumal was in Betreff des einheimischen Clerus angedeutet wurde, richtig und beherzigenswerth. Wir schließen uns darum gern den letzten Worten des hoffnungsfreudigen Priors an: „Die Zukunft freilich ist Gott allein bekannt. Aber es ist süß, zu hoffen, daß dieses große chinesische Volk sich einst noch als ein Ganzes der großen Weltkirche anschließen wird, und es ist ein erhebender Gedanke, sich vorzustellen, wie dereinst bei einem ökumenischen Concil der Zukunft neben dem Stuhle des Nachfolgers Petri auch Bischöfe der gelben und schwarzen Rasse Sitz und Stimme haben werden.“

Die Fortschritte in der Liquidation der französischen Republik.

Es ist ein erschütterndes Drama, das gegenwärtig in Frankreich sich abspielt. Aber man darf getrost sagen, daß des Pudels wahrer Kern in unserer Tagespresse immer noch nicht gehörig gewürdigt, von einem großen Theile derselben absichtlich umgangen oder geradezu vertuscht wird. Die sich rasch folgenden Ereignisse des Tages sind indeß auch so farbenreich und aufregend, daß sie den Blick des zuschauenden Auslandes gefangen halten und ihn nicht dazu kommen lassen, den tieferen Ursachen nachzuforschen, die das heute über die Bühne Frankreichs ziehende Bild geschaffen haben.

Es ist ein fürchterliches Gericht, was über das bedauernswerthe Land hereingebrochen ist, eine rächende Nemesis, die es heimsucht. Die heterogene Zusammensetzung des Cabinets Waldeck-Rousseau ist das getreueste Spiegelbild der wildkochenden Leidenschaften des gesammten Volkskörpers und die zur Regierung berufenen Minister sind nur Feuerwehrmänner, die man im Augenblick der größten Noth und Gefahr herbeirief, um die da und dort schon jungelnden Flammen wenigstens zu dämpfen. Denn sie löschen, das Feuer in seinem Grunde ersticken, das vermögen sie nicht. Wohl gibt es noch immer Optimisten, die da glauben, die gegenwärtige Krisis in Frankreich sei nur eine vorübergehende Erscheinung, und mit der demnächstigen Beseitigung des Falles Dreyfus werde das öffentliche Leben der dritten Republik wieder in ruhige normale Bahnen zurückkehren, wenn nur eine „zielbewußte, willensstarke“ Regierung das Ruder führe. Das ist ein gewaltiger Irrthum, denn eine solche Regierung kann es eben in dem heutigen Frankreich nicht geben. Das ist der Fluch der bösen That, die fürchterliche Rache für die seit dem Bestande der dritten Republik von oben herab geübte Volksverführung und Volksbedrückung.

Die einzige französische Landesvertretung, die überhaupt in diesem Jahrhundert ohne Hochdruck einer Regierung gewählt wurde, war, wie die „Augsb. Postztg.“ ausführt, die

1871er Nationalversammlung. Sie war überwiegend monarchisch, aber innerhalb dieser Mehrheit herrschte nur geringe Einigkeit und diese Thatsache nutzten Thiers und die Republikaner aus, denen man die Staatsgewalt überlieferte. Noch einmal schien mit dem Präsidenten MacMahon das conservative Princip oben aufzukommen, aber die Gegenpartei hatte diesen ehrlichen Biedermann nicht länger an der Spitze des Staates sehen können, ihn in unerhörtester Weise bekämpft, bedroht und geschmäht, bis er ging. Von da ab steuerte die dritte Republik im kirchenfeindlichen Fahrwasser, und bald hatte sich die Ansicht herausgebildet, daß eine kirchenfreundliche Republik überhaupt keine Republik mehr sei; daß nur derjenige als wahrer und zuverlässiger Republikaner zu gelten habe, der sich völlig von der Kirche trenne, sich nicht kirchlich trauen und seine Kinder nicht taufen lasse, jeden Kirchenbesuch vermeide und auf dem Todtenbette keinen Priester verlange. Wenn auch viele diese Bedingungen nur theilweise erfüllten und diese „republikanische Lässigkeit“ dann als ein den Frauen gemachtes Zugeständniß entschuldigten, so blieb die Regel doch bestehen: ein Republikaner muß in seinem Innern der Kirche gegenüber sich ablehnend verhalten. Auf Grund davon galt es fortan als selbstverständlich, daß kein Beamter die Kirche besucht, und Grevy wie Carnot haben sich als Präcedenten der Republik streng an diese Regel gehalten. Erst seit der Leichenfeier des ermordeten Carnot machte sich eine Milderung bemerklich.

Während sich nun der große, der republikanischen Fahne nachlaufende Haufe mit dem Venagen des ihm hingeworfenen „Paffenknochens“ beschäftigte, besorgten die Tagesbeherrscher das Füllen ihrer Taschen. Voran der alte Grevy. Obschon er Ruf und Lebensstellung dem socialistischen Anflug dankte, den er in der 1848er Nationalversammlung zur Schau trug, hinderten ihn später seine socialistischen Grundsätze keineswegs, sich ein Vermögen zu erwerben und zwar zunächst als Rechts-

bestand des Guanopachters und Vorsehtreibers Dreyfus bei dessen sehr fraglichen Geschäften mit der Republik Peru. Ja, das Unerhörte ist constatirt, daß Grevy sogar noch als Präsident der Republik zu wiederholten Malen die anruchigen Forderungen jenes Dreyfus an Peru unter die schützenden Fittiche der französischen Macht nahm. Bekannt ist, wie er mit Hilfe seines Schwiegersohnes, des famosen Wilson, seine Stellung als Staatsoberhaupt derart auszunutzen wußte, daß er seiner Tochter ein Vermögen hinterlassen konnte, das mit 12 Millionen wahrscheinlich noch zu niedrig geschätzt wurde. Und bei der nachmaligen Verfolgung Wilsons hat sich Grevy einen hier nicht näher zu erörternden Eingriff in die Rechtspflege gestattet, wie ihn heutzutage kein König thut.

Wie der Herr, so der Knecht! Wer sollte über die Volksausbeuter zu Gericht sitzen, wenn das Haupt des Staates sein Amt als fette Pfrunde ausnützte, wenn der einzig zuverlässige moralische Regulator — die Religion — zum Zeitvertreib für empfindsame und ängstliche Frauen herabgewürdigt wurde. Der in der Sache von Dreyfus und besonders von Zola eine Hauptrolle spielende Clemenceau führte sich seiner Zeit ebenfalls mit einem socialistisch-revolutionär scharf zugespitzten Programm in der politischen Arena ein. Er suchte die Massen zu fodern mit dem trügerisch glänzenden Feldgeschrei „vollständige Bildung“ (instruction integrale), das in allen republikanischen Blättern und Versammlungen wiederhallte. Später bethätigte derselbe Clemenceau seine „vollständige Bildung“ in der Beschätzung des Gründers Cornelius Herz, und er mußte zugeben, daß ihm dieses Schutzpatronat mehrere Millionen eintrug, die er aber beileibe nicht zu seinen Gunsten, sondern für sein Blatt („Justice“) verwandte. So behauptet er wenigstens. In der Kammer plaidierte Clemenceau für die Trennung des Staates von der Kirche, für Abschaffung des Cultusbudgets und formlich berühmt wurde er durch Aufstellung des Satzes „die Revolution sei ein einheitlicher, unantastbarer Block, von welchem nichts abgetrennt werden dürfe, selbst nicht die

abscheulichsten Schreckensthaten und Blutschichten“ (wie Danton, Robespierre und Co. sorten). Die Kammermehrheit trat diesem ungeheuerlichen Satze bei, aber von den Pariser Wählern wurde Clemenceau gleichwohl abgeschüttelt, da sie einsahen, daß er sie nur betrüge und mit seinen socialistischen Verheißungen am Gängelbände geführt habe.

Das ist des Pudels Kern: 1) Religion und Kirche verhöhnen und unterdrücken; 2) die entchristlichten Massen mit socialistischen Versprechungen am Narrenseil führen und sie beschwichtigen, und währenddem 3) sich selbst die Taschen füllen, möglichst zum Ueberlaufen. Mit dieser Rollenverteilung aber ist es jetzt zu Ende, die große Masse will sich nicht länger mehr mit leeren Nebensarten abspeisen lassen, nicht länger mehr zuschauen, wie die anderen, die Bourgeois, die Taschen sich füllen. Als der Socialist Mirman bei der Vorstellung des neuen Ministeriums am 26. Juni d. J. in der Kammer gegen die heutigen Machthaber auftrat und schließlich erklärte: „Wir haben von dieser nicht athembaren Luft genug! Wir wollen reine Luft, welche Frankreich die moralische und physische Kraft wieder verleiht!“ — Da fand er auf der Rechten, beim Centrum und bei einem Theil der Linken bröhnenden Beifall. Gut drei Viertel des Hauses stimmten dem socialistischen Redner mit Begeisterung bei in dem Verlangen nach „reiner Luft“ für Frankreich. Und das schwache Viertel, welches durch „Su-hu-Rufen“ nur sein Unbehagen zu verdecken suchte, das sind die eigentlichen Vertreter des heutigen Bourgeois-Regiments. Aber sie sind in der Minderheit und daran wird auch der vorauszusehende Ausgang der Affaire Dreyfus nichts ändern. Die religionslosen Bourgeois-Republikaner konnten nur so lange die Herrschaft behaupten, als sie durch Beiprüfung socialistischer Führer und Kabaumacher, sowie durch allerhand sonstiger Kniffe die Zahl ihrer Gegner minderten. Und wenn wir heute den Socialisten Millerand am Ministertisch sehen, so ist das dieselbe Taktik in dem Ringen der dritten Republik um ihr bebrohtes Dasein, aber es war auch die Ultima ratio, die nicht mehr überboten werden kann.

Dieser Ansicht sind die Socialisten allerdings nicht, sie verlangen noch größere Berücksichtigung, mehr Plätze am Ministertisch und säuberliche Verdrängung aller nur halbwegs conservativen Elemente. „Wir werden die gegenwärtige Regierung nur solange unterstützen,“ rief der Socialist Mirman neulich in der Kammer aus, „bis jegliche Gefahr (für die Republik) verschwunden ist.“ Die Republik will er und seine Partei erhalten wissen, aber keine Bourgeois-, sondern eine socialistische Republik soll es sein. Der religiöse Radicalismus und Nihilismus der seitherigen Tagesherrscher reicht nicht mehr aus, den anrückenden Massen, gegenüber die moralischen Blößen zu decken, der „Pfaffenknochen“ ist abgenagt und die schnaubende Bestie verlangt nach anderen und fetteren Bissen. Sie brüllt jetzt in allen Tonarten weniger über die eigentlichen, als über die „Priester des goldenen Kalbes“ und ihre „schurkischen Ministranten“, deren Verbrechen ungestrraft geblieben seien — und dieses Gebrülle gleicht dem Donner vor dem ausbrechenden Gewittersturm.

Und in diesem Sturmloch gegen die heutigen

Tagesherrscher werden die Socialisten großen Anhang finden, da sie viel mehr Anhang mit dem Volke haben, als die eigentlichen Republikaner, welche verkümmerte und eingebilbete Bourgeois zu sein pflegen. Die französischen Socialistenführer verstehen es meisterhaft, alle Uebelstände und Mißbräuche des modernen Staates aufzudecken und grell zu beleuchten. Und das Gefährliche ihrer Agitation liegt in der theilweisen Wahrheit ihrer öffentlichen Anschuldigungen. „In politischer Hinsicht ist die Gesellschaft befreit worden,“ rief der hervorragende socialistische Führer Jaures vor einigen Jahren in der Kammer aus, „aber wirtschaftlich ist sie den Geldstippen unterjocht geblieben. Durch das allgemeine Stimmrecht hat Ihr alle Bürger zu Königen gemacht, die ihre Beauftragten nach Belieben wechseln. Aber wirtschaftlich ist das Volk hilflos, ohne Rückhalt etc.“ Diese Anklagen treten auch heute wieder auf und Niemand vermag sie zu entkräften. Die heutigen Tagesherrscher werden wie durch eine Naturnothwendigkeit zur Liquidation gezwungen, und was und wie es nachher kommen wird? — wer vermöchte das zu sagen!

In der That, man braucht nicht einmal ein Christ zu sein, um die Entwürdigung zu fühlen, welche die Leugner der Unsterblichkeit dem Menschen anthun. „Ist unsere Seele sterblich, sagt Mendelsohn (Phaedon), so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen . . . so sind wir wie das Vieh hierher versetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenig Tagen gleichviel sein, ob ich eine Zierde oder eine Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemüht, die Anzahl der Glückseligen oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche sogar die Macht, sich der göttlichen Herrschaft zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Gesetzgeber und Richter der menschlichen Gesellschaften uns und sich selbst betrogen, so hat das gesammte Menschengeschlecht sich gleichsam

verabredet, eine Unwahrheit zu hegen, und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freier, denkender Wesen nichts mehr, als eine Heerde vernunftlosen Viehes, und der Mensch — ich entfesse mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpf das elendeste Thier auf Erden, das zu seinem Unglück über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muß.“

Vieles Gewaltige lebt; doch Nichts
Ist gewaltfamer als der Mensch.

Wie unglücklich ist der arme Arbeiter, wenn er keine Religion hat, zumal dann, wenn Kreuz und Leiden über ihn hereinbrechen. Es gilt das natürlich nicht allein vom Arbeiter, sondern überhaupt von allen religionslosen Menschen.

Der Prophet Elias, der Erzwater des Karmel.

Es ist bekannt, daß Elias in feurigem Wagen der Erde entführt wurde und daß er als Vorläufer des Herrn, wenn Er zum jüngsten Gerichte erscheint, auf Erden wiederkommen wird, um den Märtyrertod für Christus zu erleiden. Auch ist es eine fromme und sinnige Annahme, daß er als der letzte der General-Oberen des Karmeliterordens sterben werde.

Ueberblicken wir noch einmal das wunderbare Leben und Wirken dieses ganz außerordentlichen Heiligen, dieses Erzwaters unseres Karmel.

Unter den Propheten ragt vor allen Elias hervor; er ist der Repräsentant des Prophetenthums des Alten Bundes und erscheint als solcher bei der Verkündung Christi auf Tabor. Er wird der „Prophet“ schlechthin genannt, ja als ein solcher bezeichnet, mit dem irgend ein anderer nicht verglichen werden kann. Der hl. Geist sagt es im Buche Jesus Sirach: „Und es erhob sich Elias wie Feuer, und sein Wort brannte wie eine Fackel“; er brachte die Hungerstoth, schloß mit dem Worte des Herrn den Himmel und zog Feuer vom Himmel herab; dann zählt der hl. Geist die Wunder des Elias auf. „Wer kann sich so rühmen wie du? Du erwecktest einen Todten aus der Unterwelt vom Tode durch das Wort Gottes des Herrn. Du stürztest Könige ins Verderben, Glorreiche von ihrem Sitz und brachtest spielend ihre Macht. Du hörtest auf Sinai das Gericht und auf Horeb das Urtheil der Rache. Du stelltest Könige zur Strafe und ordnest Propheten dir zu Nachfolgern.“ Schon diese außerordentliche Bedeutung, welche die hl. Schrift dem Propheten Elias zuerkennt, sollte uns veranlassen, sein Wirken auf Erden in besonderer Betrachtung uns vor Augen zu führen. Dazu kommt, daß sein Leben und sein Wirken hier auf Erden noch nicht abgeschlossen ist; er lebt fort; sein Leben ist verwoben mit dem Reiche Gottes auf Erden und bleibt mit demselben verknüpft zu allen Zeiten bis zum jüngsten Tage. Der ersten Ankunft des Heilandes zur gnadenreichen

Erlösung ist ein Prophet „im Geiste und in der Kraft des Elias“ vorhergegangen. Darum konnten die Juden den hl. Johannes den Täufer, ja Jesum selbst, für Elias halten. Der zweiten Ankunft des Herrn zum Gerichte wird Elias selbst vorher gehen. Das hat der hl. Geist durch den Propheten Malachias klar und deutlich gesagt: „Siehe, ich will euch senden Elias, den Propheten, bevor kommt der Tag des Herrn, der große und furchtbare. Und er wird hintwenden das Herz der Väter zu ihren Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern.“

Die hl. Väter bezeichnen es übereinstimmend als eine Wahrheit der Offenbarung, daß hier Elias der Thesbite gemeint ist, daß Elias nicht gestorben ist, sondern, daß er weiter lebet und vor dem Tage des Weltgerichtes das Reich Gottes wieder herstellen wird. Diese Wiederherstellung des Reiches Gottes wird an der eben bezeichneten Stelle des Buches Jesus Sirach in den Worten hervorgehoben: „Du wurdest im Feuerwirbel hinweggenommen und bestimmt, bei den Strafgerichten den Zorn des Herrn zu säntigen, das Herz des Vaters dem Sohne wieder zuzuwenden und die Stämme Jakobs wieder herzustellen.“ Der göttliche Heiland hat dies ausdrücklich bestätigt. Als die Jünger mit ihm nach der wunderbaren Verkündung auf dem Berge Thabor, erfüllt von aller Herrlichkeit, die sie geschaut, den Berg hinabstiegen, schien ihnen der Befehl des Meisters unbegreiflich, „Niemandem etwas von der Erscheinung zu sagen, ehe der Menschensohn von den Todten auferstanden sein werde.“

Sie meinten die Zeit der Verherrlichung des Erlösers sei schon da; daher erschien es ihnen unerklärlich, daß Elias, der doch dieser Zeit vorher gehen sollte, dort oben auf dem Berge wieder verschwunden sei. So frugen sie denn den göttlichen Heiland: Warum sagen denn die Schriftgelehrten, Elias müßte zuvor kommen? Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: „Elias wird zuvor kommen und alles wieder herstellen.“

In der Geheimen Offenbarung des hl. Johannes wird uns noch Näheres über die Art und Weise enthüllt, wie Elias und Henoch das Reich Gottes vor der Ankunft Christi zum Weltgerichte wieder herstellen werden und zwar durch die Worte, die der Weltheiland dem hl. Johannes in der Geheimen Offenbarung sagt: „Ich werde meinen beiden Zeugen geben, daß sie weiffagen an 1260 Tagen.“ Das ist die Zeit, während welcher dies letzte Auftreten des Elias und Henoch dauern wird. So tritt uns in Elias das Leben eines Propheten vor Augen, der in ganz besonderer Weise ein erwählter Zeuge und Mitarbeiter an der erlösenden und richtenden Thätigkeit Gottes für uns Menschen ist. Seinen Worten haben die Heiligen voll Bewunderung gelauscht und zu seinen Thaten in heiliger Betrachtung aufgeblickt. Der hl. Bernard nennt ihn einen Spiegel der Heiligkeit, ein Beispiel der Frömmigkeit, Vertheidiger der Wahrheit, Vertreter des Glaubens, Fürsprecher der Armen, Schrecken der Bösen, Ruhm der Guten, Vater der Könige, Salz der Erde, Licht der Welt, Vorläufer Christi, Gesalbter des Herrn, Entsetzen der Baalspriester, Blitz für die Götzdiener. (De Considerat lib. IV. in finem). Die hl. Väter, wie der hl. Ephrem, der hl. Epiphanius, der hl. Ambrosius und der hl. Chrysostomus sind voll des Lobes der außerordentlichen Liebe zur Keuschheit, welche den hl. Elias ausgezeichnet hat. Tertullian und der hl. Augustinus nennen ihn und Henoch die Erstlinge der Auferstehung. Vor allem preisen die hl. Väter den brennenden Eifer des Propheten Elias für die Ehre Gottes, die Macht seiner Ueberzeugung, welche die unwiderstehliche Gewalt seines Wortes bildete und seinen felsenfesten Glauben, in welchem er wandelte mitten in einer Welt der Sünde und Gottlosigkeit. Auf dem Berge Karmel hat unsere Ordens-Genossenschaft, der Orden Mariä vom Berge Karmel, ihren Sitz genommen: an jener Stätte erhält dieselbe das Andenken des Propheten und verkündet dessen Ruhm in ihren zahlreichen Niederlassungen auf der ganzen Welt. Die Kirche hat den Propheten Elias noch besonders dadurch geehrt, daß sie eine eigene Messe zu seiner Ehre

genehmigt hat, welche namentlich von den Pilgern auf dem Berge Karmel celebrirt wird.

So lebt Elias, der unvergleichliche Prophet, in dem Leben des Reiches Gottes auf Erden, in der Verehrung der Heiligen, in der Feier der hl. Kirche. Sein Beten, sein Predigen und sein Wirken bezweckte die Wiederherstellung des Reiches Gottes auf Erden; das soll die Betrachtung seines Lebens auch unter uns bewirken. Sie soll unsern Glauben stärken; sie soll uns zum Leben nach dem Glauben begeistern, auf daß wir Kinder der hl. Kirche nicht nur dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit seien.

Elias war aus Theebe gebürtig, einem kleinen Städtchen des Stammes Nephthali, nahe der Grenze Arabiens. Sonst erfahren wir nichts über seine Herkunft. Die hl. Schrift, die uns die Jugend des Moses schildert, wie er im Winfenkorbe gerettet wurde, die uns von der Kindheit des Samuel erzählt, wie er im Tempel selbst im Feuer der Gottesliebe brennend, das hl. Feuer vor dem Herrn bewachte, die hl. Schrift, die uns David schildert, der, ein Knabe jung und schön, die Heerden seines Vaters behütete, bis der Ruf des Herrn an ihn erging: diese hl. Schrift schweigt über die Jugendzeit des Elias; es ist, als ob sie Bedenken trage, einen menschlichen Gedanken in ein Leben hineinzutragen, das ganz und voll nur auf dem Boden des Glaubens gegründet war, das der übernatürlichen Welt mehr als der natürlichen angehörte. Männer Gottes haben durchweg gewurzelt in der Erziehung gottesfürchtiger Eltern, in dem Gebete einer frommen Mutter, aber der Beruf kommt doch von Gott allein. Bei aller Anerkennung der hohen Bedeutung des christlichen Familienlebens und der häuslich-frommen Erziehung für die spätere Laufbahn des Mannes, bleibt der Beruf der Männer Gottes, mitzuwirken an den Werken Gottes, doch an letzter Stelle eine freie Gnadenthats Gottes. Nicht Fleisch und Blut, noch eigene Wahl führt in das Heiligthum, es ist einzig und allein Gottes freie, gnadenvolle Erwählung. So war es bei Elias. Seine Bestimmung für das Reich Gottes ließ die Beziehungen zu dieser Welt zurücktreten: er ge-

hörte mehr der Ordnung der Gnade, als jener der Natur an. Nicht so sehr von Menschen, als aus Gott geboren erscheint Elias in der Welt; das deutet die hl. Schrift mit den Worten an: „es erhob sich Elias wie Feuer.“

Was war es denn für eine Zeit, in der Elias auftrat? Sechszig Jahre waren verfloßen, seitdem ein schweres Verhängniß über Israel gekommen war. Dieses Volk, im Glauben geeint, sollte auch in seinem sozialen Leben geeint sein. Hervorgegangen aus der Familie Jakobs, sollte es eine ungetheilte Familie bilden. Dazu sollten alle Einrichtungen des Gesetzes beitragen. Gott hatte dem Moses eine besondere Sorge dafür übertragen, daß jeder Stamm in seinem Besiz erhalten werde. Jetzt hatte dieses Volk, das einig sein und bleiben sollte immerdar, sich getrennt. Nach dem Tode des Königs Salomon hielten auf der einen Seite zehn Stämme zum Feldherrn Jeroboam und bildeten das Reich Israel mit der Hauptstadt Samaria. Die beiden andern Stämme, fortan das Reich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem, blieben dem Sohne Salomons, dem Könige Roboam treu. Während man bis dahin die Waffen nur gegen den äußern Feind gerichtet, erhoben sich jetzt Stämme wider Stämme, Brüder wider Brüder. Doch damit nicht genug, König Jeroboam verfolgte eine Politik, ebenso selbstüchtig wie gottlos, die das Volk auch zur religiösen Uneinigkeit führte. Es war eine Politik, die nicht neu war, und die nicht alt werden wird, so lange die Welt steht. Er wußte, daß diejenigen, die zusammen beten, auf die Dauer auch zusammen leben werden; das Gebet ist das mächtigste von Gott erwählte Bindemittel zwischen den einzelnen Menschen, den Familien und dem Volke. Mann und Weib, die zusammen beten, werden zusammen leben; Kind und Eltern vereinigen sich durch nichts so innig, wie durch das Gebet. Die Mitglieder der Familie, Knecht und Magd, Herrschaft und Vorgesetzte leben einig zusammen, wenn sie mit einander beten. Auch ein Volk bleibt einig, wenn es eins im Glauben und im Gebete bleibt. Jeroboam wußte, daß die Israeliten solange untrennbar zu einem Volke verbunden sein würden, als sie zusam-

men hinaufziehen würden nach Jerusalem zum Tempel und daß ihre Einheit erst dann endgültig zerrissen werde, wenn sich das Band ihres gemeinsamen Betens und ihrer gemeinsamen Gottesverehrung lockere. Damit der Riß endgültig werde und die zehn Stämme, welche ihn zum Könige erwählt hatten, dadurch, daß sie mit den beiden Stämmen des Reiches Juda in Jerusalem zum wahren Gott im Tempel beteten, sich wieder mit demselben vereinigten, darum richtete er einen eigenen religiösen Dienst für seine zehn Stämme ein. Er führte eine Art von Nationalreligion ein. Gottheiten waren halb gefunden. Zwei goldene Kälber mußten dazu herhalten. Er richtete die Bilder von zwei goldenen Kälbern, eins im Norden des Reiches in Dan, das andere im Süden in Bethel. Dann ließ er dem Volke verkünden: „Ziehst nicht mehr hinauf nach Jerusalem, siehe deine Götter, Israel, die dich herausgeführt haben aus Aegypten.“ So verführte er das Volk zum Abfall, daß es hinging, die Kälber anzubeten. Weil in Folge dieses Frevels die Leviten mit vielen Outgesinnten aus dem Volke nach dem Reiche Juda auswanderten, bestellte Jeroboam willkürlich Priester aus dem gemeinen Volke und führte andere Festtage ein, namentlich ein großes Nationalfest zur Verehrung der goldenen Kälber an Stelle des Laubhüttenfestes. Um dem selbstgeschaffenen Priesterthum mehr Ehre und Ansehen zu gewinnen, übernahm der König bei der ersten Feier dieses Festes selbst den Dienst und opferte in eigener Person den goldenen Kälbern. Siehe, da kam ein Prophet im Auftrage des Herrn nach Bethel und rief gegen den Altar: „Altar, Altar! So spricht der Herr: Siehe, ein Sohn wird dem Hause Davids geboren werden Namens Josias; der wird auf dir die Priester der Höhen opfern, die jetzt Rauchwerke auf dir entzünden, und wird Menschenengebeine auf dir verbrennen.“ Und dies soll das Zeichen sein, daß der Herr es geredet hat: „Siehe, der Altar wird bersten und seine Asche verschüttet werden.“ Da streckte der König seine Hand aus vom Altare her und gebot: „Ergreifet ihn!“ Allein, die ausgestreckte Hand erstarrte, so daß er sie nicht

mehr zurückziehen konnte; und der Altar barst und die Asche ward ringsumher verschüttet. Als aber der König darum bat, heilte der Mann Gottes die erstarrte Hand; indessen trotz all dieser Zeichen des erzürnten und wieder gnädigen Gottes ließ doch Jeroboam nicht ab, den goldenen Kälbern zu opfern.

So waren sechszig Jahre dahingegangen: Jahre des Frevels und der Gottvergeßlichkeit, Jahre der Heimsuchung und der Züchtigung für den König, sein Haus und sein Volk. Das Geschlecht des Jeroboam ward bald ausgerottet. Mord und Revolution raubten ihm seinen Sohn und seinen Thron; blutige Kriege suchten das Volk heim.

Da kam Achab, der Sohn eines Feldherrn, zur Herrschaft. Die hl. Schrift leitet seine Regierungszeit ein mit den Worten: „Es regierte Achab, der Sohn Amri, über Israel in Samaria zweiundzwanzig Jahre. Und es that Achab, der Sohn Amri, vor dem Angesichte des Herrn mehr Böses, als alle, die vor ihm gewesen waren. Es war ihm nicht genug, zu wandeln in den Sünden Jeroboams, er errichtete auch einen Altar des Baal in dem Tempel des Baal, den er in Samaria hatte erbauen lassen.“ Damit kennzeichnet die hl. Schrift Achab und seine Missethaten. Gleich Jeroboam verführte er das Volk zu dem Dienst der goldenen Kalber; aber gestaltete diesen Götzendienst noch weiter durch den Dienst des Baal aus, dem er einen Tempel erbaute. In der Regierung seines Landes hatte er glänzende Erfolge zu verzeichnen. Gegen die Feinde des Reiches ringsum hatte er siegreich gekämpft; vortheilhafte Handelsbeziehungen mit den Nachbarreichen angeknüpft, und dem Lande eine Zeit des Wohlstandes und der Leppigkeit gebracht; alles ging auf in Vergnügungen und Wohlleben. Allein, dieser äußere Wohlstand ward dem Achab nur Mittel zur größeren Gottlosigkeit; alle Verhältnisse wurden für ihn zu Fesseln der Sünde: die hl. Schrift bemerkt von ihm: „Es war kein Aenderer, so wie Achab, der verkauft war, Böses zu thun vor dem Herrn.“ Verkauft wie ein Sklave, durch sein Reich, seine Krone und alle

Verhältnisse war Achab ein Knecht der Sünde geworden.

In solche Zeit und in solche Verhältnisse fiel die Sendung des Propheten Elias; er kam aus der Einöde her, in das Gewandt der Armut gekleidet; die hl. Schrift schildert ihn als einen haarigen Mann, d. h. mit einem härenen Ziegenfell bekleidet, einen Gürtel um seine Lenden, den Stab in der Hand. So tritt Elias vor den König Achab. Außerlich erscheint an ihm nur Schwäche, an Achab der Besitz aller irdischen Macht. Auch sonst hebt die hl. Schrift die menschliche Armeligkeit des Elias hervor. Der hl. Jakobus sagt: „Elias war ein Mensch, schwach wie wir.“ Und doch tritt Elias in all seiner Schwäche dem Könige entgegen, redet ihm von seinen Freveln, von seiner Verführung zum Götzendienste, von dem Verderben der Sittenlosigkeit, von der Verfunkenheit des Volkes. Menschlich gedacht werden wir fragen: Wer wird sich nach dem Einsiedler, der da plötzlich am Hofe erscheint, umsehen? Dieser seltsame Mann, der sich nicht stört an das Ceremoniell des Hofes, an den Wachen und den Häschern achtlos vorübergeht, wird er denn durch seine Worte irgend einen Eindruck erzielen? Indessen, was schwach ist vor der Welt, wird von Gott erwählt, um das was stark ist zu beschämen. Die hl. Schrift sagt: „Es sprach Elias der Thesbite zu Achab: So wahr der Herr, der Gott Israels lebt, vor dessen Angesichte ich stehe, in diesen Jahren wird Thau und Regen nicht mehr fallen, es sei denn auf das Wort meines Mundes.“ Und es regnete nicht 3 Jahre und sechs Monate.

Was hat nun den Elias in seiner Schwäche stark gemacht? Was hat ihn befähigt, eine solche Mission zu erfüllen? Hätte er gedacht wie ein gewöhnlicher Mensch, er hätte sicherlich nicht gewagt, hinzutreten vor den mächtigen König; hätte er geurtheilt wie die Welt, er hätte es für eine Verwegenheit erachtet, auch nur den Gedanken an ein solches Beginnen zu fassen. Wie viele Bedenken hätten ihn, wosfern er der Stimme der öffentlichen Meinung Gehör geschenkt hätte, abgehalten. Ein Lamm hätte sich nicht mehr vor einem

Löwen fürchten können, wie er vor Achab. Was hat den Elias so fest und muthig gemacht? Nichts anders als der Geist des Glaubens. Der hl. Jakobus schildert diese Macht des Glaubens, die sich in ihm bewährte: „Elias war ein Mensch, schwach wie wir, und er betete, daß kein Regen käme über die Erde, und es regnete nicht 3 Jahre und sechs Monate. Und wiederum betete er und der Himmel gab Regen und die Erde gab ihre Frucht.“ Es kam über ihn wie das Licht einer übernatürlichen Welt; in diesem Lichte erschien ihm alle irdische Größe klein, alle irdische Macht wie Schwäche und alle Erdenherrlichkeit und Größe wie ein Rauch, der keinen Bestand hat. War er nicht der Mann, den Gott der Unendliche gesandt, schwach und nichts vor der Welt, aber stark in Gott, um das, was stolz war, zu beschämen? Es klang in seiner Seele wieder, was Gott dem Propheten Isaias in den Mund legte: „Wer bist du, daß du dich fürchtest vor sterblichen Menschen, vor Menschenkindern, die wie Gras verdorren.“ Sollte denn Achab in all seiner Pracht des ungerechten Königthums sich rühmen können vor dem Angesichte Gottes mehr als einer der sterblichen Menschen zu sein, die wie Gras verdorren? Was fürchtest du dich, Elias, vor Menschenkindern, die wie Gras verdorren. Nein, „wer den Herrn fürchtet, der zittert vor nichts und erschrickt nicht.“

Die im Glauben geheiligte Gottesfurcht wirft weit von sich alle Menschenfurcht; sie rechnet nicht mehr mit des Menschen Größe und mit der Welt Macht, denn der in unsern Herzen wohnt, ist größer als die Welt. Von diesen Gesinnungen des Glaubens erfüllt, war Elias stark und unüberwindlich Achab gegenüber, gleich dem Psalmenjäger, der von sich im hl. Geiste sagt: „Ich habe von Deinen Zeugnissen, o Gott, vor dem Angesichte der Könige gesprochen und habe mich dessen nicht geschämt.“ Elias, der Man Gottes, gekleidet in das arme Kleid des Empfinders, fußend auf dem Boden des Glaubens, ist stärker als der König und sein Reich. „So wahr Gott der Herr, der Gott Israels lebt, vor dessen Angesichte ich stehe, es wird in diesem Jahre nicht

Thau noch Regen kommen, es sei denn auf mein Wort.“ —

Die ergreifendsten Großthaten und Lebensschicksale des Elias sind allbekannt und bedürfen hier keiner weiteren Anführung.

Erwähnen wir noch kurz die letzten Ereignisse in dem Auftreten dieses einzigen Mannes.

Elias weilte auf dem Berg Horeb und das Wort des Herrn erging an ihn und sprach:

„Was thust du hier, Elias? Er antwortete: Ich habe geeifert für deine Ehre, den Herrn, den Gott der Heerschaaren; denn die Söhne Israels haben deinen Bund verlassen, deine Altäre haben sie zerstört, deine Propheten getödtet mit dem Schwerte und ich allein bin übrig geblieben. Da sprach Gott zu ihm: Gehe heraus und tritt auf den Berg vor den Herrn und siehe der Herr geht vorüber; und Elias trat in die Thüre; ein großer, starker Wind, Berge umkehrend und Felsen zermalmend ging vor dem Herrn her; aber der Herr ist nicht im Sturm; und nach dem Winde kam ein Erdbeben, aber der Herr ist nicht im Erdbeben; und nach dem Erdbeben Feuer, aber der Herr ist nicht im Feuer und nach dem Feuer das Säuseln sanfter Luft. Gott war nicht im Sturm, der die Cedern des Karmel bricht und hinwegfegt über die Dürre der Wüste; er war nicht im Erdbeben, das die Abgründe verschlang; er war nicht im Feuer, das hinter den Thieren des Waldes und den öden Steppen dahinstrast und die Wohnungen der Menschen frist. Gott war im sanften Säuseln eines Südwindes, der süß und friedlich des Weges über das Thal und die Spitze des Berges hinging. Gott war im sanften Wehen. Und Elias fiel nieder, verhüllte sein Angesicht mit seinem Mantel und betete an. — Sturm, Erdbeben, Feuer, das sind die Strafgerichte Gottes, aber sie sind nicht Gott, es sind die Pioniere, die Trabanten, die Diener, die Gott voraus gehen. Gott kommt in dem sanften Wehen der Liebe; denn Gott ist Liebe und seine Liebe geht über alle Werke. Wo Gott ist, sagt Tertullian, da ist seine Milde und seine Geduld. Elias sollte belehrt werden, wie der hl. Irenäus sagt, daß er, wie jeder apostolische Mann, Gottes Geduld und Langmuth in

Bestrafung der Sünden nachahmen solle und daher sanfter in der Züchtigung werde.

Und es kam eine Stimme zu Elias und sprach: Was thust du hier, Elias? und er antwortete: Ich habe geeifert für den Herrn, den Gott der Heerschaaren, denn die Söhne Israels haben deinen Bund verlassen, deine Propheten getödtet mit dem Schwert: ich allein bin übrig geblieben und sie trachten nach meiner Seele, sie zu nehmen. Und der Herr sprach zu ihm: Gehe und kehre um auf deinem Wege durch die Wüste nach Damaskus und wenn du dahin kommst, salbe Jezrael zum Könige über Syrien und Jehu, den Sohn Namfie, zum Könige über Israel; den Elisäus aber, den Sohn des Saphat von Abelmeula, zum Propheten an deiner Statt. Und ich will mir übrig lassen in Israel siebentausend Mann, die ihre Kniee nicht gebeugt vor dem Baal und mit dem Munde ihre Hände nicht geküßt haben, ihn anzubeten. — Wie herrlich ist diese Sprache Gottes. Kehre um, Elias, auf dem Wege durch die Wüste; das war ein Weg deines eigenen Willens, deiner menschlichen Schwäche — gehe zurück auf den Weg des heiligen Willens Gottes. In deine Sendung und deine Fußspuren sollen noch andere, die ich berufe, eintreten. Gibst du den Schild des Gotteskampfes aus deiner Hand, dann

gebe ich ihn in Anderer Hände. Du glaubst, du siehest ganz allein und sprichst: Ich allein bin übrig geblieben. O nein, sieben Tausend sind noch, die ihre Kniee nicht ge'eugt vor dem Baal und ihre Hand nicht geküßt haben, ihn anzubeten. — Wir Menschen denken so leicht, wir seien unter der Fahne Gottes ganz allein; vor allem in unseren Tagen haben wir Katholiken eine gewisse Neigung, zu wähnen, wir seien nur zu Wenigen, rechnen dem Himmel und der Erde vor, wie vereinzelt wir seien; es ist als ob ein Pessimismus der Anschauung über das katholische Volk dahinginge. Wir sind ganz allein! Und doch, die Freunde Gottes werden nicht von uns gezählt, sie sind gezählt und gekannt von Gott, der sie sich erwählt und in's Verborgene schaut. Sieben Tausend, die Elias nicht gekannt! Es sind viel mehr mit uns, als wir wähnen und eine Statistik berechnet. Wir sind nicht allein! Werfen wir weg das Mißtrauen der Muthlosigkeit, die Niedrigkeit der Verzagtheit.

Gott ist die Liebe, Gottes Liebe geht über alle Werke und sei'r Erbarmen währet ewig. So hat er sich dem Elias genahet, so ist er über Golgatha zu uns gekommen. Er steht glorreich aus dem Grabe auf und lebt; er redet uns an mit dem sanften Worte des Erbarmens und der Liebe: „Der Friede sei mit euch!“

Weber an Macht noch an Treue wird es Gott fehlen, uns die Krone des Lebens zu geben; aber nur, „wer beharret bis an's Ende, der wird selig werden; aber er wird nicht gekrönt, wenn er nicht gekämpft hat.“

Es genügt nicht, die Religion auf die Kirche und die religiösen Uebungen zu beschränken, nein, sie muß sich auch in unserem ganzen Leben offenbaren, sie muß unsere Arbeiten und Beschäftigungen, unser Verhältniß zu den Mitmenschen, unsere Freuden und Erholungen und endlich auch unser Verhalten in Kreuz und Leiden regeln und durchdringen; nur so kann sie uns das sein, was sie nach dem Willen Gottes sein soll: Eine Verbindung des Menschen mit Gott, eine Lehrerin und Führerin des Menschen

auf dem Wege des göttlichen Willens, der ihn sicher führen wird in unsere Heimath, den Himmel. Und die Religion, dieses werthvollste Gut des Menschen, will man dem armen Manne rauben! Welch ein Verbrechen!

Die Festigkeit und Unererschütterlichkeit der christlichen Hoffnung ruht auf Gottes Macht und Gottes Treue. Nie aber schließt diese Festigkeit der Hoffnung aus, daß wir „mit Furcht und Zittern unser Heil wirken müssen“, weil eben auch unsere Mitwirkung erfordert ist. „Bielgeliebte, wenn unser Herz uns nicht anklagt, da haben wir Zuversicht zu Gott, und was wir bitten, werden wir von ihm erlangen, weil wir seine Gebote halten und thun, was ihm wohlgefällig ist.“

Die scharfe Predigt.

Ein Erdensmann am Hofe des Königs Ferdinand von Spanien züchtigte in jeder Predigt ohne Rücksicht auf Stand und Hoheit, die Ausgelassenheit der Christen. Da bot sich einigen der Großen jenes Hofes, die eine solche Schärfe nicht vertragend, lange auf ein Mittel gefonnen, diesen lästigen Redner zu entfernen, eine günstige Gelegenheit dar. Sie gingen zum Könige, priesen den Prediger als einen Mann von ausgezeichneten Verdiensten und bemerkten, wie Niemand als er würdiger wäre, eine höhere und einträglichere Stelle zu empfangen, die eben erledigt war. Der König lachte und sprach: „Ich weiß das wohl, doch zweifle ich sehr, ob er sie annehmen werde.“ Sogleich bot sich einer von ihnen an, den frommen Mann dazu zu bewegen. Sein Anerbieten ward genehmigt; ohne Verzug begab er sich zu dem verhassten Wahrheitsredner, ihm mit vielen schmeichelnden Worten, welch' herrliche Gelegenheit sich ihm darböte, für die Ehre Gottes, für das Heil des Nächsten, für den Ruhm der Kirche noch größere Dienste zu leisten, als er bisher schon gethan.

Der Religiöse, die Hauptabsicht merkend, begegnete diesen Vorspiegelungen mit dem bescheidenen Bekenntnisse, daß er für eine solche Würde nicht geeignet, einer so großen Würde nicht gewachsen wäre; allein der Edelmann drang so lange in ihm, daß er es für nöthig hielt, der List wieder mit List zu begegnen.

„Ich würde mich,“ sagte er endlich, „dem Willen meines Königs fügen, wenn ich nicht Anstand nehmen müßte, das ruhige Leben, das ich bisher geführt, mit so großer Sorge und Beschwerde zu vertauschen, zumal, da jene höhere und einträglichere Stelle sehr verschuldet ist.“

„O, was dieses betrifft,“ rief der Edelmann erfreut, „macht Euch keine Sorge; ehe die Sonne untergeht, sende ich Euch viertausend Zechinen.“

Und in der That, ehe die Sonne untergegangen, war die Summe schon in seinem Zimmer. Schon waren aber auch eine Menge

sehr armer Handwerker da, welchen der Edelmann verschuldet war und deren Thränen schon oft das Herz des Erdensmannes gerührt, und welche er an demselben Tage aufgesucht und zu sich bestellt hatte; diese bezahlte er nach Verhältnis ihrer Forderungen, in dem Namen des Schuldners und entließ sie voll des Trostes und voll der Dankbarkeit gegen den letzteren, der, ihrer Meinung nach, sich endlich ihrer erbarmt hatte. Am nächsten Morgen, da er im Bois-aux-Bois des Königs erschien, eilten ihm alle seine Widersacher mit Ehrenbezeugungen entgegen und wünschten ihm, diesmal mit aufrichtiger Freude, zur neuen Würde Glück; er aber zog den Edelmann in ein Nebenzimmer, nahm die Conten und die Quittungen der Handwerksleute hervor, überreichte sie ihm und sprach: „Hier sind Euere 4000 Zechinen; ich aber bleibe, was ich bisher gewesen.“

Und er blieb, was er gewesen, und predigte nach wie vor fleißig wieder die nämlichen Worte. — Welche denn? Jene so mächtigen, schlagenden und alles überwiegenden Worte des Herrn, die mit goldener Schrift aufzuzeichnen wären über jedes Haus, jedes Zimmer, jeden Rechnungstisch; Worte, die wir vielleicht sehr oft gehört haben und doch nicht oft genug hören können; „Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und Schaden leidet an seiner Seele?“

Alles im natürlichen Menschen ist dazu da, damit dessen Vernunft eben zur rechten Entfaltung gelange, und daß er seine Verstandeskkräfte in rechter Weise gebrauche.

Welch ein Schatz, Welch ein kostbares Gut ist doch die Religion für den Menschen! In gesunden und kranken Tagen, in Freud und Leid, in allen Wechselfällen dieses Lebens ist sie uns eine treue Freundin, Rathgeberin, Führerin und Lenkerin. Möchten wir nur stets ihrer Leitung uns anvertrauen, nur stets nach ihren Vorschriften unser Leben einrichten. O wie glücklich würden wir dann sein!

Vom Musikalientisch.

J. Gubing's „Parochial Choir Book.“

(Besprochen von J. P. Czerninski.)

Kürzlich erschien bei Jos. Fischer & Bro., 7 Bible House, New York, ein Gesangbuch, das vielen meiner Amtsgenossen willkommen sein wird. Es kommt den Bedürfnissen kleinerer und theilweis auch größerer Kirchenchöre in recht praktischer Weise entgegen, paßt sowohl für Chöre gemischter, wie gleicher Stimmen, in seiner zweistimmigen Form ganz besonders für Klöster und andere weibliche Institute. Ueber Tendenz, Einrichtung und Reichhaltigkeit gibt der Herausgeber selbst in einer Vorbemerkung den besten Aufschluß; es sollen deshalb seine Worte hier in deutscher Uebersetzung ungekürzt angeführt werden. „Das Pfarrchorbuch, schreibt er, bietet den Organisten und Dirigenten schwächer besetzter Chöre in einem Buche vereinigt, die wichtigsten Gesänge des Vormittagsgottesdienstes, in möglichst praktischer Einrichtung und sehr leichter und melodischer Fassung dar. Die mehrstimmigen Kompositionen lassen an praktischer Einrichtung wirklich nichts zu wünschen übrig: dieselben sind ausführbar

sammensingen rascher ermöglicht; die Orgelbegleitung ist leicht, fließend und natürlich gestaltet. Diese Begleitung wird einen fließenden Vortrag nicht hemmen sondern stützen. — Die zwölf Motetten können, vier Festgesänge ausgenommen, nach recitirtem liturgischen Offertoriumsterte, das ganze Jahr hindurch benutzt werden. — Die Orgelbegleitung kann stets ohne Pedal ausgeführt werden. Die Brauchbarkeit des Ganzen ist ersichtlich aus dem *Inhaltsverzeichniß*:

Asperges. Vidi aquam. Missa choralis. Mess = Responsorien. Messe in D für 1, 2 oder 3 Stimmen von S. Herrmann. Messe in G, desgleichen, von J. Gubing. Zwölf 1, 2 oder 3-stimmige Offertorien von L. Bonvin, S. J., Herrmann, Witt, Kothe, Brosig, Musiol, Schubiger, Kornmüller, Hanisch, de Doß. Ferner Veni Creator von J. Mohr. Requiem - Messe, Libera, Begräbnisgesänge.“

In seiner Messe in G zeigt sich Gubing als ein leicht und klar schaffendes Talent, das mit geringen Mitteln gute Wirkung herzubringen versteht. Die Messe wird gerne gesungen werden: sie ist leicht ausführbar, melodisch und rhythmisch prägnant. Einige einschmeichelnde oder rhythmisch scharf markirte, den Kreisen, für die das Werk besonders bestimmt ist, auf den Leib geschriebene Stellen, werden die Komposition nur beliebter machen und sind immerhin noch ernst genug, um innerhalb der kirchlichen Grenzpfähle Platz zu finden. —

Die Herrmann = Gubing'sche D-dur Messe besitzt ganz ähnliche Eigenschaften und verdient dieselbe Empfehlung. In beiden Messen ist der Satz sehr gewandt: es ist in denselben und in den Offertorien das Kunststück gelungen, so zu schreiben, daß irgend eine Stimme mit Aus-

I. dreistimmig, für Sopran, Alt und Bariton, wobei an der Baritonpartie sich ebenso leicht Tenöre als Bässe theilnehmen können.

II. zweistimmig a) für Sopran und Alt allein; oder b) mit Auslassung des Alts, für Sopran und Bariton allein, wobei der Sopran die Altmelodie singt, wo der Sopran sonst pausirt; oder c) obwohl in weniger befriedigender Weise, für Tenor und Bass, welche die Sopran- und Altmelodien ausführen; ;

III. einstimmig, indem der ganze Chor die oberste Melodie singt.

Nicht weniger praktisch wird sich der Choraltheil erweisen: die rhythmische Bewegung der Melodie wurde deutlicher als gewöhnlich veranschaulicht und dadurch ein einträchtiges Zu-

nahme der obersten, ausfallen kann und doch stets ein befriedigendes Klangergebniß herauskommt. Was kann man noch mehr verlangen!

Die zwölf kurzen, werthvollen Offertorien und das Veni Creator sind ebenfalls melodios, faßlich und eindringlich. Es befinden sich darunter zwar kleine aber kostbare Perlen. Und wie praktisch sind sie alle eingerichtet!

Die Begleitung des Choral's ist ein Beitrag des hochw. P. Bonvin, S. J., dessen fleißiger Feder auch zwei der schönsten Nummern aus den so eben erwähnten Offertorien entstammen. Unter den mir bekannten werthvolleren Choralbegleitungen scheint mir vorliegende die leichteste und wohlklingendste. Jeder weiß, wie sehr der gregorianische Choral, der ja als bloße Melodie erfunden wurde, einer harmonischen Gewandung widerstrebt, wie schwer es ist, in einer Begleitung desselben, Steifheit, Gezwungenheit und harmonische Härten zu vermeiden. Man nehme nun das Pfarrchorbuch zur Hand und man wird mit wahrer Befriedigung wahrnehmen, daß diese Klippen thunlichst umschifft wurden.

Und wie leicht spielt sich Alles! Und wie leicht läßt sich darüber singen! Das Princip der durchgehenden und der liegen bleibenden Noten fand eine ausgedehnte Anwendung; demselben verdankt in nicht geringem Maße diese Choralbegleitung die erwähnten Vorzüge. Auf zwei Punkte möchte ich noch besonders aufmerksam machen.

„Die rhythmische Bewegung der Choralmelodie wurde deutlicher als gewöhnlich veranschaulicht 2c.“

Dies versichert der Herausgeber mit Recht. Es geschah nicht nur durch Wahl kleinerer Notengattungen, sondern auch durch annähernde Klarstellung der Notentwerthe und der praktischen Ausführung. Bekanntlich werden im Choral, namentlich bei neumenreicheren Gän-

gen, gleichwerthig gedruckte Noten thatsächlich nicht gleichwerthig ausgeführt. Welch musikalischer Jammer kommt aber dabei seitens mangelhaft gebildeter Sänger und Organisten zum Vorschein! Die Choralnotation des Pfarrchorbuches ebnet hierin den Weg: die Ausführung ist bis auf ein Minimum, (das sich bei taktfreier Einrichtung eben kaum erzielen läßt) in durchaus gelungener Weise klargestellt. Wer übrigens einige Stellen anders als der Bearbeiter rhythmisirt haben will, der hat ja freie Hand: er behandle die vorliegende Notation mit derselben Freiheit, die er der gewöhnlichen Choralnotation gegenüber walten läßt. Die rhythmischen Andeutungen des Pfarrchorbuches sind als Arbeit eines gebildeten Tonkünstlers jedenfalls von nicht gering zu schätzendem Werthe und Interesse.

Was ich zweitens noch hervorheben wollte ist die Anbringung von sogenannten Recitationen gewisser Texttheile (mit Orgelbegleitung) zur Erleichterung und zur Vermeidung unwillkommener Längen. So kann Alles liturgisch richtig aufgeführt werden und niemand wird sich wegen Verzögerung beklagen können. Auch seien noch die Wahl des Modus simplex beim „Libera“, die selbständig vereinfachte Melodie des „Vidi aquam“ und des „Subvenite“ erwähnt. Die beiden letzten Stücke sind dadurch nicht nur leichter geworden, sondern haben an Werth eher gewonnen als verloren. Das Subvenite ist eigentlich eine neue Komposition.

Das Werk liegt schön ausgestattet sowohl als Orgelbegleitung als in partiturmäßiger Stimmenausgabe vor. Die Orgelbeitung kostet \$1.50, die Stimmenausgabe 60 Cents: ein Preis, der bei der Reichhaltigkeit des Buches billig zu nennen ist; ferner sind die verschiedenen Hauptabtheilungen des Werkes einzeln erhältlich.

Wäre der christliche Staat ein katholischer Staat, würde er das katholische Glaubensprincip anerkennen, würde er zumal auf dem Gebiete der Schule die kirchliche Autorität zur Geltung bringen, auf katholische-

kirchlicher Grundlage seine Schulen gründen, dann wäre es ihm auch ein Leichtes, die christliche Schule und Erziehung zu schützen und zu vertheidigen.

Der Rosenkranz, der Mutter Gottes Ehrenpreis.

Von P. M. Meißler, S. J.

Aus den großartigen Wirkungen, welche der Rosenkranz auf die ganze Kirche übt, können wir auch auf die Früchte schließen, welche sich der Einzelne von demselben versprechen kann.

Wir haben, um es mit einem Worte zu sagen, im Rosenkranz alles, was nothwendig ist, um unser geistliches Leben in erfreulichen Stand zu setzen und in demselben zu erhalten. Dieser gute gesunde Zustand aber besteht darin, daß wir die Sünde meiden, unsern bösen Leidenschaften widerstehen und die Tugenden und guten Werke üben, welche unser Stand von uns fordert. Das alles leistet der Rosenkranz und zwar auf die lieblichste und angenehmste Weise, indem er uns das Beispiel der Mutter Gottes vorhält, ihre Gnadenmacht und ihren Schutz über uns walten läßt.

Von der größten Wichtigkeit für uns ist es, daß wir nicht in steter Zerstreuung und Außerlichkeit leben, daß wir uns gewöhnen, jeden Tag eine Zeitlang uns zu sammeln, über uns nachzudenken, mit einem Worte zu beten. Vernachlässigung des Gebetes, Leichtsinns und Außerlichkeit sind Schuld an all unserm Seelenjammer. Der größte Gewinn im geistlichen Leben ist es, das Gebet und die Sammlung liebzu gewinnen und zu bestimmten Zeiten ihnen obliegen. Nun, diesen Vortheil bietet dir der Rosenkranz. Wir haben da jeden Tag etwas Bestimmtes, nicht zu viel und nicht zu wenig, so wie der Priester seine canonischen Tageszeiten hat, deßhalb heißt der Rosenkranz ja auch das Laienbrevier. Diese tägliche Einklehr in uns ist die Quelle alles Guten und der große Wurf im geistlichen Leben. „Wer gut zu beten versteht,“ sagt der hl. Augustin, „der weiß auch gut zu leben.“ Ohne diese Liebe zum Gebet sind wir in keiner Weise sicher, sind zu allem fähig, wir haben kein starkes Gewissen, keine Gnade, keinen Schutz und keinen Halt in uns.

Wir finden ihn aber am Rosenkranz. Er ist

ja nichts anderes als ein freundschaftlicher, lieblicher Umgang mit Jesus und Maria. Da lernen wir sie kennen, gehen mit ihnen um, sprechen mit ihnen, ihr schönes tugendliches Leben geht an uns vorüber, ja steht vor uns in aller Lieblichkeit und bezaubernder Schönheit und übt auch Gewalt auf uns. Wie ist es möglich, daß sich ein Christ jeden Tag eine gute Viertelstunde bei der lieben Mutter Gottes einfindet, sie ansieht und betrachtet, wie fromm, wie bescheiden, wie herzensrein, wie arbeitsam, geduldig und gottergeben sie ist, und allmählich nicht auch so geartet wird wie sie, von seinen häßlichen Gewohnheiten läßt, die eitlen Sprünge der Weltliebe, des Puzes, der Eitelkeit, der Sinnlichkeit, des Eigensinnes, des Zornes und der üblen Laune nach und nach läßt und verlernt? Ich kenne kein besseres und leichteres Mittel gegen alle Unarten unserer Natur, als sich täglich im Rosenkranz still zu den Füßen der Muttergottes hinsetzen und ihr schönes Tugendbeispiel auf uns wirken lassen. Das erleuchtet, erwärmt, erneuert und belebt besser als milder Sonnenschein im Frühling, der allen Frost, alles Eis, alle Spuren des Winters verwischt und begräbt unter einer Schöpfung voll Leben und Schönheit. Siehe nur zu, welche Geheimnisse zu dem Rosenkranze gewählt sind. Sie sind nicht ohne Unterschied und Bedacht herausgegriffen. Wir sehen da den Heiland nicht predigen und Wunder wirken, das gehört ja nicht zum gewöhnlichen Christenleben — wir sehen ihn aber als Kind an der Seite der Mutter arbeiten, gehorchen, beten, wir sehen ihn aus Liebe zu uns sein Kreuz tragen, leiden und sterben, wir sehen ihn dann glorreich auferstehen und uns an der Glorie seines eigenen Leibes zeigen, was unser einst wartet, wenn wir ihm und seiner hl. Mutter gefolgt sind in Demuth, Gebet, Arbeit und Leiden. Siehe, das sind Lebensstationen, die jeder von uns durchmachen muß. Es sind also gerade die nützlichsten und praktischsten

Geheimnisse aus dem Leben Jesu und Mariä. Da finden wir alles, was wir nothwendig haben zu unserer Belehrung und Besserung.

Und mit der Belehrung kommt auch Gnade und Kraft darnach zu thun. Diese liebliche Gnadenfülle ist eine andere kostbare Frucht des Rosenkranzes. Während wir vor der lieben Mutter Gottes knien, sie ansehen und mit ihr sprechen, läßt auch sie den Blick ihres Auges auf uns ruhen. Sie ist aber die Mutter der Gnade. O was kann die nicht aus uns machen, wenn sie will? Das ist nun gewiß nicht so zu verstehen, als wenn die Mutter Gottes alles thäte, und daß du selbst nichts zu thun hättest, als zu beten. Das wäre eine irrige Ansicht. Nein, du selbst mußt besser werden, du mußt dich überwinden und das Gute thun; aber das kannst du nicht aus dir allein und ohne Gnade, und diese Gnade wird dir vermittelt durch das Gebet und durch den Rosenkranz. Deshalb ist der Umgang mit Jesus und Maria im Gebete so nothwendig, weil er ein unumgängliches Mittel zur Gnade ist. Da wird sie dir aber zu Theil. Versuche es nur, deine Leidenschaften werden dir nicht lange mehr schaden, du bezwingst sie sicher und bald durch den Rosenkranz. Es gibt kein Teufelchen der Leidenschaft, das Stand hält, wenn du es geißelst mit Rosenkränzen. Es gibt auch gar keine Dpfer und kein Kreuz, wozu dir nicht Muth erwüchse aus dem Rosenkranze. An der Hand der Mutter Gottes kommst du sicher über alle Schwierigkeiten hinweg.

Ueberdies folgt dir noch, wenn du die Gegenwart der Mutter Gottes schon verlassen und nicht mehr bei ihr im Gebete bist, ihr besonderer Schutz nach. Wenn du auch nicht bei ihr bist, sie ist doch bei dir und überwacht all deine Schritte. Sei nur treu und eifrig im Rosenkranzgebet. Wie manches Kind hat aus dem Elternhaus oder aus der Erziehungsanstalt nichts mitgenommen, als die süße Gewohnheit, jeden Tag den Rosenkranz zu beten, und hat sich rein erhalten und ist brav geworden, oder wenn es auf Abwege kam, hat es sich bald wieder zurechtgefunden. Ich fürchte nichts für ein Kind, das die liebe Mutter Gottes herzlich verehrt. Die arge Welt und der böse Feind

werden ihm auf die Dauer nichts anhaben können. An der Hand der Mutter Gottes ist noch kein Kind zu Grunde gegangen, im Gegentheil, es wächst an Tugend und Heiligkeit.

In der Uebung des Rosenkranzgebetes übernimmt die Mutter Gottes so recht als Mutter die Erziehung und Bildung unseres Herzens, sie wird da unsere liebe Lehrmeisterin. Welch ein Glück für uns! Wir lesen von der hl. Elisabeth von Thüringen, daß die liebe Mutter Gottes ihre Lehrerin im geistlichen Leben sein wollte, und daß sie dieselbe formlich in die Schule nahm und sie unterrichtete. Das war nun wohl gar schön und lieblich! Nun siehe, im Rosenkranzgebet steht dir diese Schule offen. Solltest du da nicht viel lernen können? — Du erinnerst dich vielleicht selbst noch an eine gar liebliche Schule, in welcher du und ich und wir alle saßen. Wie Großes und Wichtiges haben wir da nicht gelernt: denken, sprechen, den lieben Gott kennen und zu ihm beten — kurz, in dieser Schule sind wir Menschen und Christen geworden, und doch hat es uns gar keine Muhe und gar keine Anstrengungen gekostet. Da war eben ein freundliches und liebes Wesen, das uns auf seine Arme nahm, sich liebevoll zu uns neigte, durch seinen freundlichen Blick und durch seine Zusprache unsern schlummernden Verstand weckte und unsere Junge löste, mit uns sprach und uns alles deutete und lehrte mit kindlichen Lauten, uns so zu sich heranzog und uns sich ähnlich und zu guten Menschen machte. Weißt du, was das für eine Schule war? Es ist die, welche wir alle als Kinder auf dem leiblichen Schooß unserer leiblichen Mutter durchmachten. Eine höchst wichtige und liebliche Schule, der wir alles verdanken, was wir haben. Siehe, so eine Schule im geistlichen Leben ist auch der Rosenkranz. Da setzen wir uns zu Füßen der Mutter Gottes nieder, und sie thut an uns dasselbe im geistlichen Sinne, was uns unsere leibliche Mutter that. Sie erzieht uns, bildet uns, macht uns sich und dem lieben Heiland ähnlich, der auch ihr Kind und das heilige Vorbild aller Kinder der Mutter Gottes ist. Diese Schule ist dir zugänglich jeden Tag. Deshalb unterlasse es nicht hinzugehen und sei fleißig und aufmerksam darin.

Wie beneidenswerth waren die ersten Christen, welche das Glück hatten die Mutter Gottes zu sehen, zu kennen und mit ihr zu sprechen. Wie oft sind sie nicht hingegangen zu ihr, haben sich zu ihren Füßen gesetzt und haben sich von ihr erzählen lassen von dem lieben Heilande. Welch liebe und herzige Stunden waren das! Wie süß muß es gewesen sein, dieses unvergleichliche Wesen, diese glückliche Mutter reden zu hören von dem Leben, von den Thaten des Heilandes, der. Umstände: sie so treu und lebhaft in ihrem Herzen bewahrt hatte! Wie süß war es doch, ihrer sanften Stimme zu lauschen, wenn sie die Erzählung ihrer Erlebnisse, ihrer Leiden und ihres Jubels anhob! Mit welcher Theilnahme, mit welcher Andacht hörten die glücklichen Christen nicht zu! Welch einen Schatz von Erkenntniß des göttlichen Heilandes und der Liebe zu ihm nahmen sie aus diesen Unterhaltungen nicht mit! Oder meinen wir, diese Scenen seien in der That nicht vorgekommen? Lies die ersten Kapitel aus dem Evangelium des hl. Lucas, wo er das Jugendleben des Heilandes erzählt. Mögen sie nicht einem solch lieblichen Gespräch ihre Entstehung verdanken? — So eine Gelegenheit ist dir einigermassen geboten im Rosenkranze. Da kannst du dich Maria nähern; sie ist uns ferne dem Raume, nicht dem Geiste und der Gnade nach; da kannst du sie sehen, sie sprechen und mit ihr die Geheimnisse ihres schönen Lebens betrachten und gleichsam durchleben. In dieser lieblichen Schule ist es nie einsam. Stets ist da große Gesellschaft. Mit Vorliebe finden sich da alle Liebhaber des Heilandes und der Mutter Gottes ein, da wurden sie so groß und heilig erzogen.

Die schönen Wirkungen des Rosenkranzes verlaufen sich aber nicht bloß hier auf der Erde, ein guter Theil von ihnen steigt zum Himmel, zum Thron der lieben Mutter Gottes empor, um, wie es billig ist, sie zu ehren und zu verherrlichen. Der Rosenkranz trägt also auch Früchte für die Mutter Gottes. Und was bringt ihr denn der Rosenkranz? drei Sachen: Ehre, Dank und Freude, das ist der Antheil, der Maria beim Rosenkranz zufällt.

In der That ist der Rosenkranz eine wahre

Ehrenkrone für Maria. Alles Große und Herrliche, was wir an Maria bewundern und preisen, kommt zur Anerkennung im Rosenkranzgebet. Die Größe der Mutter Gottes besteht vor allem in ihrer Heiligkeit und in ihrem Tugendreichthum. Werden ihre Tugenden nicht anerkannt im Rosenkranz? Wie oft begrüßen wir sie da nicht mit dem hehren Segensgruß: „Du bist voll der Gnade“ — „Heilige Maria.“ Ist der Rosenkranz seinem Wesen nach nicht eine herrliche und großartige Ausstellung, gleichsam eine Gallerie lebender Bilder ihrer Tugenden und ihrer Heiligkeit, verklärt durch die Andacht und Huldigung der Gläubigen? Was ist denn der Rosenkranz anders, als eine Huldigung an die Tugenden Mariens? — Die Größe der Mutter Gottes besteht dann ferner in ihrer Würde und Stellung als Gottesmutter, in der sie allein und ohne Beispiel und Ebenbild dasteht. So wie es nur einen Gottmenschen gibt, so auch nur eine Gottesmutter. Mutter Gottes sein ist ihr eigenthümliches Wesen und ihr Unterschied von allen anderen Geschöpfen. Wie kommt nun diese Muttergotteswürde im Rosenkranz zum Ausdruck und zur Anerkennung? Auf ganz ausgezeichnete Weise. Zum Rosenkranz sind vorzüglich jene Geheimnisse aus dem Leben Mariens gewählt, wo sie neben dem Heiland als Mutter erscheint und zwar in der ganzen Würde und Macht ihres mütterlichen Ansehens. Wie das Evangelium uns Maria ausschließlich schildert als Mutter Jesu, so führt uns auch der Rosenkranz Maria vor in der Ausübung ihrer erhabensten mütterlichen Funktionen. Sie gibt dem Heiland das Dasein und das Leben, sie erzieht ihn, durch sie theilt er sich und seine Gnaden mit, sie opfert ihn erst im Tempel und später auf Calvaria, als könne und wolle er nicht geopfert werden, als durch die Hand seiner Mutter, sowie er auch nicht herrschen will im Reiche seiner Herrlichkeit, es sei denn, er habe sie zu seiner Rechten als Königin der Milde und Barmherzigkeit. Wenn wir den Rosenkranz so ansehen, müssen wir dann nicht sagen, daß er das herrlichste, großartigste Lob- und Preisgedicht auf die göttliche Mutterschaft Mariä ist? In diesem Gedichte tritt der Hei-

land selber auf als das erste und eigentliche Kind Mariä und gibt uns das Beispiel der ehrerbietigsten und zärtlichsten Verehrung und Liebe gegen seine Mutter. Niemals werden wir, wird die Kirche mit allem Aufwand der Marienverehrung so viel zur Ehre Mariens thun, als der Heiland gethan hat. — Im Rosenkranz haben wir die Hyperdulie, die Verehrung, die wir Maria als Mutter Gottes schuldig sind, in ihrem Grunde und in ihrer schönsten Uebung.

Der Rosenkranz ist aber auch eine Aeußerung des Dankes gegen Maria. Vor allem erinnert uns der Rosenkranz auf das Lebhafteste an alle Titel und Rechte, welche Maria besitzt auf unsere Dankbarkeit. Was wären wir Arme denn ohne Jesus, ohne seine Lehre, sein Beispiel, sein erlösendes Leiden? Das alles aber verdanken wir nach Gott Maria. Ohne sie hätten wir keinen Jesus. Sie war die goldene Brücke, auf der er zu uns kam. Gott wollte die Menschenwerdung abhängig machen von ihrem Jawort. Gott ist nicht eher Mensch geworden, als sie wollte. Himmel und Erde warteten auf ihre Zustimmung. Sie hat dieselbe gegeben mit unendlicher Liebe zu uns. Und diese Liebe zu uns hat sie nie verlassen, gern hat sie ihr Gnaden- und Gotteskind für uns geopfert, um uns zu erlösen. Das alles geht im Rosenkranz lebendig an uns vorüber, und es ist nicht möglich, daß die Dankbarkeit gegen Maria aussterbe, so lange in der Kirche der Rosenkranz in Uebung bleibt. — Es ist aber das Rosenkranzgebet auch schon ein schöner Ausdruck dieses Dankes gegen Maria. Dank wird geübt, wenn man sich an die Wohlthaten erinnert und die dankbare Gefinnung ausdrückt, ferner wenn man die Wohlthaten nach der Absicht des Gebers verwerthet. Das alles geschieht im Rosenkranz. Wenn wir ihn beten, erinnern wir uns an alles, was uns Maria Gutes gethan, wir erkennen es mit Mund und Herz an, und weil der Rosenkranz ein so kräftiges Mittel im geistlichen Leben ist, setzt er uns auch in den Stand dasjenige, was uns Maria gespendet, zu unserm Heile zu verwenden. Durch den Rosenkranz erheben wir für uns die Gnaden, welche seine Geheimnisse

uns verdient, wie es so schön im Kirchengebete vom Rosenkranzfest heißt: „Gib uns, o Herr! die Gnade, daß wir nachahmen, was diese Geheimnisse uns lehren, und daß wir erhalten, was sie uns verheißen.“ Das ist gewiß der Mutter Gottes das Liebste. Endlich freuen wir uns beim Anblick ihrer Tugenden und Gnadenvorzüge und danken Gott für alles Große, das er an ihr gethan. Das ist ja der Sinn der häufig wiederkehrenden „Ehre sei dem Vater.“ Das ist aber der schönste und liebendste Erweis der Dankbarkeit, wenn man sich freut über das Glück des Wohlthäters und dem lieben Gott dafür den Dank abstattet.

Endlich ist der Rosenkranz eine Quelle der Freude für Maria. Ehre und Freude ist eigentlich das Einzige, was sie von uns erhalten und mit Recht gewinnen kann. Wir haben ja gesehen, und der Rosenkranz zeigt es uns, welch besondern Theil die Mutter Gottes an der Seite des Heilandes an unserer Erlösung genommen. Aber wir wissen auch, wie wenig Ehre und Freude ihr von den Menschen zu Theil wurde, während sie hienieden zu den hl. Geheimnissen mitwirkte. Nur wenige wußten damals, warum es sich handelte, nur wenige zollten ihr Ehre und Dank. Die Stätten, wo sie mit dem Heilande gewandelt, trugen meistens für sie wie für ihn bloß Disteln und Dornen von Leiden und Verdemüthigungen. Noch heutzutage trauert ja das hl. Land unter der Gewalt der Ungläubigen, und nur wenige Christen können die hl. Orte besuchen und ihr dort den Dank abstatten und die schuldige Ehre bieten. Und doch wäre es ja höchst billig, daß die Stätten dieser Geheimnisse endlich für sie Rosen der Ehre und Freude trügen. Siehe, das geschieht nun geistiger Weise durch den Rosenkranz. Im Rosenkranz unternehmen Tausende von Christen jeden Tag im Geiste eine Wallfahrt in's gelobte Land und gehen von Stätte zu Stätte, wo die Mutter Gottes für uns gewirkt und gelitten. Und unter der kindlichen Andacht dieser Wallfahrer fangen diese öden und kahlen Schmerzensorte an zu ergrünen und kleiden sich in die schönsten Blumen der Ehre und Freude für die Mutter Gottes. Wäre das für dich nicht ein großes Glück

gewesen und für Maria ein großer Trost, wenn es dir vergönnt gewesen wäre, an ihrer Seite die Wege zu gehen von Nazareth nach Bethlehern, von Bethlehern nach Aegypten, nach Jerusalem und nach der Schädelstätte? Sie hätte dann jemand gehabt, der Mitleid mit ihr fühlte und großmüthig mit ihr das Leid und die Schmach trug, während so Viele ihrer spotteten und sie schmähten. Auch dieser beneidenswerthe Vortheil wird dir einigermassen geboten, wenn du den Rosenkranz betest. Da kannst du sie im Geiste begleiten und sie trösten, sie wird dein Mitleid und deine Treue gerade so aufnehmen, als wenn du ihr dieselbe zu ihrer Lebenszeit erwiesen hättest.

Das ist also ein schöner und edler, ja wohl der schönste und edelste Beweggrund den Rosenkranz zu beten, weil du durch diese Andacht der Mutter Gottes so viel Freude und Ehre bereitest. Die Rücksicht auf unsern geistlichen Vortheil ist gewiß auch ein sehr billiger und gediegener Grund, den du auch nie außer Acht lassen mußt, allein unendlich höher und kostbarer ist der Beweggrund der Liebe, nämlich dieses uneigennütige Streben, etwas beizutragen zur Ehre und zur Verherrlichung der Mutter Gottes und ihr Freude zu machen. Siehe das ist nun der rechte, feine Duft, welchen du deinen Rosen geben mußt. Dann werden sie der Mutter Gottes überaus angenehm sein und viel zu ihrer Ehre beitragen.

Wie die armen Franziskaner eine Kapelle bauten.

In Oberschlesien befindet sich ein berühmtes Franziskanerkloster Annaberg. Von allen Seiten strömen tausende Pilger hierhin, um den herrlichen Kreuzweg zu gehen und an dem schönen Wallfahrtsorte Trost in mancherlei Anliegen und neuen Eifer für die Ausübung der religiösen Pflichten zu finden. Im August des Jahres 1861 konnte das Kloster das Fest seines hundertjährigen Bestehens feiern. Als ein bleibendes Andenken an diese Feier beschloß man im Jahre vorher, die Kapelle, genannt zum dritten Falle des Heilandes, an welcher die kindliche Verehrung der frommen Wallfahrer besonders hängt, größer und schöner herzustellen, würdig der Darbringung des hl. Messopfers. Im Vertrauen auf Gottes Hilfe fingen die armen Patres den Bau an, doch war derselbe mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. Die Steine dazu fanden sich in der Nähe, am Fuße des sogenannten Delberges, aber die Anfuhr zu der in ziemlicher Höhe liegenden Baustelle war mit so großen Kosten verknüpft, daß der Bau eingestellt werden mußte, als kaum der Sockel fertig geworden war. Doch die Begeisterung für eine schöne und gute Sache läßt auch in schwierigen Lagen einen Ausweg finden. So ging es auch hier. In einer rührenden Ansprache machte der P. L. den vielen versammelten Pilgern den Vor-

schlag, jeder von ihnen möchte bei dem Aufstiege zum Kalvarienberge zum Zeichen der dankbaren Liebe zu Gott und als eine kleine Genugthuung für seine Sünden einen Stein vom Delberge zur Baustelle mitnehmen; der Lohn Gottes würde nicht ausbleiben, und in kurzer Zeit würde die Kapelle fertig dastehen. Dieser schöne Gedanke fand eine begeisterte Aufnahme. Fast jeder der vielen Pilger belud sich mit einem Steine, der seinen Kräften angemessen schien. Gar Mancher keuchte allerdings gründlich unter der schweren Last seines „Bußsteines“, denn der Weg stieg bei einer Länge von einer Viertelmeile meherere hundert Fuß. Wollte jedoch die Kraft erlahmen, so erinnerte man sich nach den Worten des frommen Paters daran, daß der Heiland für die Sünden der Menschheit eine noch viel schwerere Last den Kalvarienberg hinangetragen hatte. Das schöne Beispiel fand in den folgenden Tagen und Wochen eifrige Nachahmung, und bald war Baumaterial in Hülle und Fülle vorhanden, und der Bau schritt nun rasch voran, so daß die Einweihung der neuen Kapelle bald stattfinden konnte. Den ungläubigen Spöttern, welche auch beim Besuche des Kalvarienberges nicht fehlen, mag alles lächerlich vorgekommen sein, dem gläubigen Beobachter war es ein Zeichen kindlicher Liebe zu Gott und seinen Gotteshäusern.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editorielles.

Das Erbe des Friedens-Congresses.

„Der Friedenscongreß hat sich vertagt, der Krieg bleibt in Permanenz.“

Ja, das demnächst beginnende zwanzigste Jahrhundert nimmt ein gewaltigeres blutigeres Erbe in seine Hut, als das zu Ende sich neigende Säculum bei seinem Anfange vorfand. Das ist die Frucht der Siege bei Manila und Santiago. Diese beiden amerikanischen Waffenthaten haben eine vollständig neue politische Weltlage geschaffen. Zu den Errungenschaften des 19. Jahrhunderts zählt die Thatfache, daß Europa und Asien aufgehört haben, politisch getrennte Continente zu sein. Ihre geographische Zusammengehörigkeit war stets eine natürliche, die Erschließung China's, welcher die Besitznahme Indiens und Tonkins durch europäische Großmächte vorausgegangen war, hat auch die letzten territorialen Schranken niedergelegt.

Heute können wir nur mehr mit einem Riesen-Continente Eurasia rechnen.

Der Ural hat aufgehört, eine Völker- und Welten-Marke zu sein. Rußland's Groß-Gebiet liegt jenseits der europäischen Barrieren. Sein Adler trägt das ganze gewaltige Gebiet bis zum Gelben Meer und dem himirelanstürmenden Hindu-Kush in seinen Krallen, und da ist keine europäische Großmacht, die an der Auftheilung Alt-Asiens nicht mitbetheiligt wäre.

Hierin liegt eine der großen Kriegsfragen des nächsten Jahrhunderts. Zumal sich beim Völker-Concerte ein neuer mächtiger Genosse gemeldet hat, die amerikanische Union.

„Amerika für die Amerikaner“ lautete bisher hier die selbstgesteckte Maxime. Sie ist in unsern Tagen umschrieben worden in das Motto: „Die ganze Welt für die Amerikaner.“ Nicht monarchische oder freiheitliche Staatenbildungen sind die voraussichtlichen Ziele der

Politik des 20. Säculums, sondern das Leitmotiv der modernen Politik wird durch die Handels-Interessen gegeben. Unsere Welt ist eine industrielle und sucht nach möglichst vielen Absatzgebieten. Darin wurzeln die künftigen politischen und socialen Geschiehe der Welt. Die Expansionspolitik der Ver. Staaten-Regierung ist nicht eine willkürliche, sondern eine naturgemäße, eine nothwendige und erhielt in den Ereignissen der Kriege in Ost und West nur einen neuen Stimulus. Amerika kann der Gestaltung der Dinge im fernsten Asien nicht mehr ruhig zusehen; denn sie involvirt Lebensbedingungen für alle Großmächte. Auch die Ver. Staaten müssen, wenn nicht ihre Besitz-, so doch ihre Macht- und Handels-Sphäre, erweitern.

Der dunkle Erdtheil, den man füglich auch den blutigen nennen kann, klopft ebenfalls an die Pforten der neuen Zeit um Lösung seiner Geschiehe.

Nebenbei laufen noch internationale Fragen von nicht zu unterschätzender Bedeutung: die römische, die orientalische, die deutsch-österreichische u. in Europa; die Stellung der central- und süd-amerikanischen Republiken zur Union die Canada- und Westindische-, die Nicaragua- und Samoa-Frage u. s. w. in Amerika. Gordische Knoten überall, Brennpunkte in allen Ecken, Verwickelungen und Kriegs-Fragen an allen Enden. Dabei gesellen sich den alten Militär-Staaten neue an. Und alle diese bösen Geister will man beschwören mit Arbitrationshöfen und Humanitäts-Tiraden? Da müßten die Menschen erst wieder aufhören, dem Irdischen allein anzuhängen, die Staaten, selbstsüchtig zu sein.

Gerade aber darüber schwieg sich der Friedens-Congreß vollständig aus.

Ja, es fehlte nicht an bedeutsamen Zeichen, daß man von solchen Friedens-Mitteln ferners hin noch weniger Kenntniß nehmen wollte, als

lischer. Das kriegsmüde Volk speiste man mit sophistischen Phrasen ab.

Den einzigen Lehrer und Fürsten des Friedens, den römischen Papst, schloß man von der Conferenz aus. Die Haager-Devise „Los von Rom“ ist wahrlich bedeutungsvoller und verhängnisvoller, als der gleiche, ohnmächtige Ruf, der aus dem Lager des österreichischen Krachfelds ertönt!

Die verlotterteste christliche Großmacht, die unter dem savoyischen Kreuze in Italien sich zum schmerzlichsten Kreuze des Papstthums bläht, gab die Lösung zu diesem „Los von Rom“, unter stummseiger Zustimmung der christlichen Raubstaaten; kein Wunder, daß es dann die verlottertesten Gemeinwesen des Anti-Christenthums, Persien und Siam wagten, den Welt-Congreß sogar um Ausmerzung des Kreuzes auf dem Friedenswerke auszumerzen, das inmitten der Kriegswirren des alternden Jahrhunderts allein die Ehre des Christenthums wahrte, der Noth-Kreuz-Gesellschaft!

„Weg mit dem Kreuz“ und „Los von Rom“, das waren die zwei einzigen Klaren Aussprüche, die man vom holländischen Waldhaus her vernahm, alles Andere war Gefasel und Gesalbader!

Und jetzt soll es Frieden werden?

Daß der Frieden kommen kann und das Reich des Friedens kommen wird, Wer möchte es bezweifeln? Sollte er aber kommen, der Weltfrieden, dann wird er trotz und nicht wegen des Allerwelt's-Humanitäts-Papperlements erscheinen.

Und werden die Menschen am Schlusse des 20. Jahrhunderts eine Friedenshymne anstimmen, wie sie es zu Ende dieses Centenniums inmitten des wildesten Waffenlärms und des wüthendsten Kriegsgeschreies thatsächlich thun und können, so wird es auch dann wieder nur darum sein, weil auch dann noch das Papstthum lebt und das Friedensreich Christi auf Erden sich langsam aber unaufhaltsam ausbaut und erfüllt.

Denn der Frieden ist allein bei Gott und die Friedens-Mission bei der Kirche Christi auf Erden. Das sind die Worte der Offenbarung und Verheißung und darum von unvergänglichlicher

Währung, und die Geschichte der Welt und der Kirche ist von Anbeginn der Zeiten an nur ihre Bestätigung und ihr Commentar!

Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft.

„Katholicismus und Wissenschaft“, „Katholicismus und Fortschritt“, „Reformkatholicismus“ und ähnliche Fragen sind in den letzten Jahren in der katholischen wie in der nicht-katholischen Presse vielfach erörtert worden. Der Leo Tagil-Schwindel, die Schriften von Professor Schell und Dr. Müller-München, die Discussionen über das Bildungsdeficit der Katholiken und Parität, zum Theil auch die Schriften des Veremundus über die katholische Vollerrikt haben diesen Erörterungen Nahrung gegeben. Es hat nicht an solchen gefehlt, die nach rechts, und noch weniger an solchen, die nach links in's Extreme gingen. Als zuverlässigen Wegweiser aber, und als abgeklärten Rathgeber hat sich in diesen Fragen von Anfang an Frhr. von Hertling erwiesen, theils durch seine Reden auf Generalversammlungen der Görresgesellschaft (zu Konstanz und Münster 1896 und 1898 und auf dem internationalen kath. Gelehrten-Congreß zu Freiburg in der Schweiz 1897) theils durch Artikel in den „Historisch-politischen Blättern.“ Ueberaus dankenswerth ist es nun, daß der hochangesehene katholische Gelehrte in einem eigenen Werkchen (Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft. Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von Georg Freiherrn v. Hertling. Freiburg i. B. (90 Bfg.) die einschlägigen Fragen im Zusammenhang behandelt, seine früheren Ausführungen wiedergebend und erweiternd. Ein kostbares Werkchen ist daraus entstanden, das gerade als Führer in Tagesfragen gelten kann, welche für die katholische Kirche von größter Bedeutung sind. „Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft“ hat nicht bloß theoretischen Werth, als wissenschaftliche Untersuchung einer Streitfrage; die Schrift ist im Gegentheil weit mehr auf die praktischen Seiten die-

ser Fragen zugeschnitten. Sie befreit einerseits von veralteten Anschauungen, die zu eng geworden sind, sie stellt aber andererseits eine ernste Gewissenserforschung über jene Aufgaben an, welche die neue Zeit dem Katholicismus auf dem Gebiete der Wissenschaft stellt. Wegen der einen, wie wegen der anderen Erörterungen möchten wir wünschen, daß das Buch in die Hand eines jeden gebildeten Katholiken, vor allem in die Hand eines jeden Geistlichen komme, und daß es jedem Leser nicht nur zur principiellen Orientirung, sondern auch zum praktischen Ansporn dienen möge. Der Inhalt des Buches sollte sogar, mindestens theilweise, durch die katholische Presse unter das Volk getragen werden. Wir geben heute nur eine kurze Uebersicht über den Inhalt.

In der „Einleitung“ stellt Hertling an die Spitze seiner Erörterungen das schwierige Problem, vor welches die christliche Moral ihre Jünger überhaupt stellt: „Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte, um in gewissenhafter Arbeit Ziele zu verfolgen, die doch nicht als Letztes und schlechtthin Werthvolles gelten dürfen.“ Das Letzte und schlechtthin Werthvolle sind die ewigen Güter; ihnen gegenüber treten die irdischen Aufgaben zurück und doch sind auch diese Aufgaben dem Menschen von Gott auferlegt und verpflichten, eben weil sie von Gott auferlegt sind, zur gewissenhaften, strengen Arbeit, freilich nur in Unterordnung unter das höchste Ziel. Aber eben darin liegt auch die Herrschaft des Geistes und seine Freiheit gegenüber dem bloß Natürlichen. Wo letzteres Endzweck wird, wird der Geist Sklave des Natürlichen. Dieses moralische Problem wendet nun Hertling an auf die Pflicht des wissenschaftlichen Forschens. Das Princip des Katholicismus: Anerkennung der Kirche als der von Christus gestifteten Heiligsanstalt und speciell des kirchlichen Lehramtes ist kein Hinderniß, diese Pflicht in vollem Umfange auszuüben. Wenn man dem heutigentags so gern entgegenhält, daß die Wissenschaft aber doch „voraussetzungslos“ sein müsse, so weist Hertling in trefflichen Ausführungen nach, daß nur die Halbbildung in diesem Sinne von „Voraussetzungslosigkeit“

der Wissenschaft sprechen könne. Die Wissenschaften, auch die exakten, haben ihre Voraussetzungen und arbeiten auf Grund solcher Voraussetzungen. Die Freiheit der Wissenschaft, in dem Sinne, daß es für den wissenschaftlichen Betrieb keine anderen Regeln geben dürfe, als jene, die aus der Natur der Wissenschaft selbst folgen, kann der katholische Gelehrte ebenso für sich in Anspruch nehmen; aber er weist es ab, und zwar eben aus wissenschaftlichen Gründen, wenn die Wissenschaft die Grenzen, die in ihrer Natur liegen, überschreitet. Den Kern praktischer Vorschläge enthält das fünfte Kapitel der Schrift. Hier bespricht der Verfasser drei Hindernisse, die auf katholischer Seite überwunden werden müssen, Hindernisse, die die mit dem Wesen des Katholicismus nicht nothwendig verbunden sind, die aber subjektiv sich auf katholischer Seite als psychologische Nebenwirkungen geltend machen: die ungenügende Werthschätzung der profanen Wissenschaft, eine gewisse Mengslichkeit gegenüber der modernen Wissenschaft und einen übertriebenen Conservatismus. Alles wird in delikatester Weise, ohne Polemik, mit einer gewinnenden Bescheidenheit und unterscheidenden Klarheit dargelegt, die nicht einreißt, sondern aufbaut. Das letzte Kapitel erörtert die Frage: Gibt es eine katholische Wissenschaft? Das Buch schließt mit dem Ausspruche des hl. Ignatius von Loyola, der in der Constitution des Jesuitenordens Aufnahme gefunden hat: „Die Beschäftigung mit der Wissenschaft, wenn sie mit dem reinen Streben eines Gottesdienstes getrieben wird, ist gerade darum, weil sie den ganzen Menschen umfaßt, nicht weniger, sondern noch mehr Gott wohlgefällig als Aekungen der Buße!“ — Möge das Wenige, das wir aus dem Buch angeführt haben, recht viele veranlassen, das ganze Buch sich zum geistigen Eigenthum zu machen.

Allen Hochw. Herren Mitarbeitern, die durch ihre vorzüglichen Beiträge zum Erfolge der editorischen Leitung unserer „Rundschau“ so wesentlich mitgeholfen haben, sprechen wir hiermit den herzlichsten Dank aus.

War die Vaticanische Bibliothek

vor einigen Jahrzehnten noch in vielen Stücken eine der Wissenschaft gänzlich entrückte Sammlung der bedeutendsten handschriftlichen Schätze der Welt, so ist nun in der letzten Zeit eine Schranke nach der anderen gefallen. Heute macht sogar die Vaticana unter der umsichtigen Leitung ihres Präfecten, des Jesuitenpaters Ehrle, gewaltige Anstrengungen, mit den bedeutendsten wissenschaftlichen Anstalten auf dem Gebiete der Veröffentlichungen zu wetteifern. Das beweist unter anderem der Plan, die wichtigsten und kostbarsten Handschriften der Bibliothek nach einander in getreuer Wiedergabe zu vervielfältigen. Diese Absicht, von der Ehrle auf der bekannten St. Galler Versammlung im vorigen Herbst, auf der über die Mittel zur Erhaltung werthvoller alter Handschriften unter Mommsens Ehrenvorsitz berathen wurde, Mittheilung gemacht hatte, ist schnell zur That geworden. Schon liegt der erste Band der geplanten Sammlung vor: *Codices et Vaticanae selecti phototypice expressi iussu Leonis PP. XIII. consilio et opera curatorum Bibliothecae Vaticanae volumen I, Fragmenta et picturae Vergilianae codicis Vaticani 3225. Romae 1899.* Diese Handschrift, die vor ihrer Einverleibung in die Vaticana nach einander im Besitze der Humanisten Jovianus Pontanus, Petrus Bembo und Volvius Ursinus war, stammt ungefähr aus dem vierten christlichen Jahrhundert. Sie enthält antike Bilder zu Vergils Gedichten, jedem Bilde ist die betreffende Dichterstelle in schöner Kapitelschrift beigegeben. Diese Bildersammlung ist uns leider nur verstümmelt erhalten: heute zählt man noch 50 Bilder, welche die beiden letzten Bücher der *Georgica* und *Aeneis* I—X illustriren. Der Franzose P. de Nolhac, der vor kurzem die Handschrift in einer eingehenden Einzelschrift behandelte, stellte drei Maler fest. Von dem ersten rühren die schönsten Stücke her, die neun Bilder zum Landleben, die folgenden vierzehn des zweiten Zeichners sind die minderwerthigsten. Die Malweise ist eine sehr eigenthümliche. Die Farbe wird nämlich nicht nach

Umrisen aufgetragen, vielmehr legt man über eine Grundfarbe andere Töne, bis endlich die Linien des Bildes alle ausgebrückt sind. Die Nachbildung, die in 100 Stück abgezogen ist und fast nur in Bibliotheken anzutreffen sein wird, ist äußerst genau, selbst der Einband der Handschrift ist wiedergegeben. Hätte man zugleich noch die Farben der Handschrift ausdrücken können, so würde man die Nachbildung zu jeglicher Untersuchung als Grundlage benutzen können. Immerhin ist die Ausgabe ein deutlicher Beweis, mit welchem Ernst die Leitung der Vaticana die Aufgaben, die ihr aus dem Besitze so vieler alter, mit der Zeit mehr oder weniger dem Untergange verfallender Schätze erwachsen, erfaßt hat, und bei der rückhaltlosen Freude, die man aus wissenschaftlichen Gründen jenem Unternehmen entgegenbringt, wird man den folgenden Bänden mit Spannung entgegensehen.

Die sechzehn Carmeliterinnen von Compiègne.

Die Geschichte dieser Märtyrerinnen für das klösterliche Leben und für die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu dürfen wir als bekannt voraussetzen. Das Blutgericht der Revolution hatte sie zum Tode durch das Beil verurtheilt. Auf einem Karren wurden sie zur Richtstätte geführt und auf dem Wege dahin sangen sie das liebliche *Salve Regina*.

Bei dem Thaffot angekommen, stiegen sie vom Wagen. Die Novizin, Schwester Constance, war die erste, welche zum Tode gerufen wurde. Demüthig warf sie sich zu Füßen der Priorin, bat um ihren Segen und, in der Pflicht des Gehorsams, um die Erlaubniß zu sterben. Dann übergab sie sich dem Scharfrichter. Die Hymne „*Te Deum*“, die sie angestimmt hatte, erstarb unter dem Fallbeile, um in der Ewigkeit auszutönen.

Dann folgten im gleichen Opfermuth die übrigen Nonnen, die Priorin, die wie die Mutter der Makkabäer all ihre Kinder sterben sah, zulezt.

Der Proceß der Seligsprechung dieser Blü-

then vom Berge Karmel wird eben von Paris aus betrieben.

Die Namen dieser christlichen Heldinnen und die ihrer Geburtsorte sind die folgenden :

Madeleine-Claudine LIDOINE,

Sr. M.-Teresa of St-Augustine, Prioress, Paris.

Marie-Anne-Francoise BRIDEAU, Sr St-Louis, Belfort.

Marie-Anne PIEDCOURT, Sr of Jesus Crucified, Paris.

Anne-Marie-Madeleine-Charlotte, THOURET,

Sr of the Resurrection, Mony (Oise).

Marie-Claude-Cyprienne BRARD.

Sr Euphrasie of the Immaculate Conception, Bourth (Eure).

Marie-Francoise-Gabrielle de CROISSY, Sr Henrietta of Jesus. Paris.

Anne HANNISSET, Sr of the Heart of Mary. Reims.

Marie-Gabrielle TREZEL, Sr Teresa of St-Ignatius, Compiegne.

Rose CHRETIEN, Sr Julia-Louisa of Jesus. Loreau (Eure-et-Loir).

Annette PELRAS, Sr M.-Henrietta of Providence, Cajarc (Lot).

Marie-Jeanne MEUNIER, Sr Constance (novice). Saint-Denis (Paris).

Angelique ROUSSEL, Sr of the Holy Spirit Lay-sister. Fresne.

Marie DUFOUR, Sr St-Martha Lay-sister. Beaune.

Elisabeth-Juliette VEROLOT, Sr of St-Francis-Xavier (Lay-sister).

Louise-Catherine SOIRON (touriere or outside sister). Compiegne.

Therese SOIRON (touriere or outside sister). Compiegne.

„Auf nach Meisse!“ Ihr versteht es,
Und die Liebe gibt Euch Flügel,
Denn Euch winket fern im Osten
Ja die Stadt der sieben Hügel!

„Schlesiens Rom!“ Ein Ehrentitel,
Dem kein and'rer zu vergleichen!
Heil'ge Stätte, wo im Glauben
Brüder sich die Hände reichen!

Stätte, wo bekenntnißfreudig
Sich die Freunde wiederfinden,
Um der heißgeliebten Mutter
Einen neuen Kranz zu winden.

Auf nach Rom!

Rom, ja Rom, die Stadt der Städte,
Rom, das ew'ge Rom, die Wiege
Aller Wahrheit und Gerechtung,
Ruft zu neuem Kampf und Siege!

Kampf dem alten Geist der Lüge,
Der mit neuer List und Tücke
Zwischen Gott und Seiner Menschheit
Mächt' zerstören Weg und Brücke!

Kampf! Doch mit der Liebe Waffen!
Nicht, um Zwietracht neu zu schüren,
Nein, um zu der Hürde Christi
Die Verirrten heimzuführen!

Kampf und Sieg! Denn mag die Zeit auch
Städt' und Reiche niederreißen,
Rom steht ewig! Bis zum Ende
Hat der Herr uns Sieg verheißen! —

„Auf nach Rom!“ Ihr Katholiken,
Auf nach Rom in Schlesiens Gauen!
Immer gilt es, froh und rüstig,
An der Gottesstadt zu bauen.

Immer gilt es, fortzuschaffen,
Klaren Aug's mit fleiß'gen Händen,
An dem Werk so vieler Jahre,
Bis wir glücklich es vollenden.

„Auf nach Schlesiens Rom, nach Meisse!“
Braust der Weckruf: „Angetreten!“
Frohen Willkomm heut von Herzen
Euch die Perle der Sudeten!

— § —
Zu dem deutschen Katholikentage in Meisse,
Schlesien, warb der katholische Dichter Leo
von Heemstede in folgendem poetischen
Ausruf:

Auf nach Meisse!

Wieder durch die deutschen Lande
Braust der Weckruf: „Angetreten!
Auf nach Schlesiens Rom, nach Meisse,
Zu der Perle der Sudeten!“

„Auf nach Meisse!“ heißt die Losung.
Männer habt Ihr sie vernommen?
Ja, ich seh' in breiten Schaaren
Euch auf Dampfflügel'n kommen.

Denn die Losung kennt Ihr Alle,
Mag an Rhar oder Rheine,
Mag sie tönen fern im Osten,
Herrlicher ertönt nicht Eine!

Wenn der Ruf, der altbewährte,
Durch die Lüfte wird getragen,
Glühend aus viel Tausend Herzen
Der Begeißt'ung Flammen schlagen.

Lebensregeln für junge Leute.

„Mein Sohn, höre meine Worte, und zu meinen Reden neige dein Ohr! Laß sie nicht weichen von deinen Augen; bewahre sie inmitten deines Herzens.“
(Spr. 4, 20. 21.)

Eine Lebensregel ist nothwendig. Wie überall, so geht's auch im Tugendleben auf und ab. Bald sind wir eifrig in der Erfüllung unserer Pflichten, bald lässig und fallen in mancherlei Fehler. Dieser Unbeständigkeit arbeitet am besten eine feste Lebensregel entgegen. Sie lehrt uns nach Grundsätzen, aus Pflichtgefühl handeln. Wenn wir von bestimmten Regeln oder Grundsätzen uns leiten lassen, werden wir bald das christliche Tugendleben leicht finden und große Fortschritte machen auf dem Wege des Heiles.

1. Das Heil deiner unsterblichen Seele

zu sichern, dieses sei dein oberster und erster Grundsatz. Das ist das Allernothwendigste, von ihm hängt dein Glück in Zeit und Ewigkeit ab. Alles andere ist im Vergleiche damit Nebensache. Denn „was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, um seine Seele wieder einzutauschen?“ (Matth. 16, 26.)

Es gibt aber nur einen Weg, der zum Heile führt, das ist den heiligen Willen Gottes zu thun, seine Gebote zu erfüllen, die Kirchengebote zu halten, und die Standespflichten zu üben.

Die Sünde, das einzige Uebel auf dem Weg zum Himmel, sollst du hassen und meiden, wenn es dich auch noch so große Opfer kosten sollte. Selbst die freiwillige läßliche Sünde meide mit aller Sorgfalt und wolle lieber sterben als eine zu begehen, denn sie ist eine Beleidigung Gottes.

Bedenke, daß Jesus Christus aus Liebe zu dir gestorben und dich um den Preis seines kostbaren Blutes erlöst hat. Die Liebe deines Herrn verpflichtet dich zur Gegenliebe, die du nicht besser zeigen kannst, als durch treue selbstlose Erfüllung des heiligen Willens Gottes.

2. Tages-Ordnung.

1. Stehe des Morgens auf zu einer bestimmten Stunde, und um dies regelmäßig thun zu können, gehe des Abends zu bestimmter Stunde zur Ruhe. Beim Erwachen mache das heilige Kreuzzeichen recht andächtig, und empfiehl dich Jesus und Maria. Nachdem du dich schnell und in aller Sittsamkeit angekleidet hast, kniee nieder und verrichte ein kurzes Morgengebet mit einer guten Meinung für dein Tagewerk. Bete sodann drei Begrüßet feist du Maria zu Ehren der unbesleckten Empfängniß Mariä.

2. Bete 1) des Morgens nach dem Aufstehen; 2) beim Zeichen zum Engel des Herrn, 3) vor und nach dem Essen, 4) bete die gute Meinung vor den einzelnen Arbeiten, 5) rufe die heiligen Namen Jesus und Maria an in Versuchungen zur Ungebuld, Zorn, Unkeuschheit u. s. w., 6) denke oft an die Gegenwart des allerheiligsten Gottes, 7) bevor du zur Ruhe gehst, bete das Nachtgebet, erforsche dein Gewissen, und unterlasse nicht die „drei Begrüßet feist du, Maria,“ wie am Morgen, 8) bete in Trübsal und Leiden, 9) wohne, wenn du kannst einer heiligen Messe bei, besuche hie und da das allerheiligste Altarssakrament, lies einige Seiten in einem religiösen Buche und bete täglich den Rosenkranz oder ein Geßet desselben.

3. Arbeite treu in deinem Berufe. Alles zur rechten Zeit in rechter Ordnung, wenn es auch Opfer kostet. Arbeite aber, um Gott zu gefallen, und zur Abbüßung deiner Sünden. Mache dich auch daheim nützlich und erlerne jene Arbeiten, die in einer Haushaltung vorkommen, es mag dir später von Nutzen sein. Arbeit ehrt den Menschen; Trägheit, Stolz und Eitelkeit entehrt ihn.

3. Verhalten gegen den Nächsten.

1. Deine Eltern achte, liebe und erweise ihnen Gehorsam, welches auch ihre Fehler und Eigenheiten seien. Achte Gott selbst in ihnen und höre auf ihren Rath und ihre Ermahnungen. Kritisiere und table sie nicht. Sollten deine Eltern uneinig unter sich werden, so sei du der Friedensvermittler.

Sei gegen deine Eltern gut und hilfreich, zumal, wenn sie alt und schwach geworden und sprich nur Gutes von ihnen. Bete täglich für sie so lange sie leben und auch nach ihrem Tode, und achte ihren letzten Willen.

Jede kirchliche und weltliche Obrigkeit sollst du gleichfalls ehren und einer jeden je nach deren Amtsbefugniß Gehorsam leisten, denn alle Gewalt kommt von Gott.

2. Deinesgleichen gegenüber sei stets freundlich, sanft, geduldig, bescheiden und dienstfertig. Unbilden ertrage und vergiß. Gib gutes Beispiel, und sei in Streitigkeiten friedfertig und versöhnlich. Dulde in deiner Gegenwart keine Ehrabschneidung, kein leichtfertiges Betragen oder unziemliche Reden. Zeige stets eine bescheidene Heiterkeit, welche erbauet und Achtung einflößt.

Gegen Untergebene sei nicht barsch und hochfahrend, sondern wohlwollend, gerecht und geduldig. Falle keinem zur Last, noch verleihe freiwillig die Gefühle anderer.

4. Erholung.

Meide jede gefährliche Gesellschaft und jedes sündhafte Vergnügen. Setze dich nicht freiwillig Versuchungen aus, weil dadurch die Macht der Leidenschaften gekräftigt wird; bringe aber auch niemand andern in Versuchungen. Wache über deine Lektüre; Liebesgeschichten und ähnliches Zeug lies nicht. — Von der Lesung nährt sich der Geist, darum lies nur Belehrendes und Nützliches. Meide alles, was Geist oder Herz vergiften könnte, alles, was gegen Glauben und gute Sitten verstößt.

5. Empfang der hl. Sakramente.

Die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen wenigstens einmal im Monate, damit du Kraft erhalteest, nicht in schwere Sünden zu fallen. Empfange diese Sakramente aber in möglichst würdiger Weise. Bei der Beichte sieh vor allem auf eine gute Reue mit ernstem Vorsatz, sowie auf aufrichtige Anklage vor dem Priester. Höre auf seine Ermahnungen und befolge sie gewissenhaft.

Hast du einen guten Beichtvater, so wechsle

ihn nicht leichtsinnig. Habe eine hohe Achtung vor ihm, doch enthalte dich jeder ungeordneten Anhänglichkeit.

Gehe auch gerne zur heiligen Kommunion, sie ist die Nahrung deiner Seele. Nähere dich stets im Geiste des Glaubens, der Demuth und Liebe dem Tische des Herrn. Ueberhaupt mache eine sorgfältige Vorbereitung und nutze die Zeit nach der heiligen Kommunion aus zum Wohle deiner Seele, sowie aller, für welche du aus irgend einem Grunde zu beten verpflichtet bist. Laß deine Dankagung, wenn immer du kannst, eine halbe Stunde dauern, oder wenigstens eine Viertelstunde. Ja, der ganze Kommuniontag soll dir heilig sein, und du sollst ihn in heiliger Sammlung zubringen.

6. Flucht vor der Sünde.

Meide Eitelkeit in Kleidung und Fuß und verbringe nicht lange Zeit hiermit. Sei nett und rein, doch sehr bescheiden und wolle in allem nur Gott wohlgefallen.

Meide Vorwitz, ungeordnete Wißbegierde. Wolle nicht alles sehen, hören, wissen und lesen, was in der Welt geschieht, denn es regt nur die Leidenschaften auf; ja manches könnte zu fast lebenslänglicher Versuchung für dich werden.

Meide Schwachhaftigkeit. Rede wenig und höre mehr. Falle keinem in die Rede. Bedenke, was du sagst, ob es wohl angebracht und nicht gegen die Liebe ist. Sich oft schweigend in die Gegenwart Gottes versetzen ist sehr segensreich.

Meide Aerger. Bleibe stets sanft und geduldig, selbst wenn du Ermahnungen zu geben hast; werde nie gemein oder ungehobelt in deinen Ausdrücken. Sanftmuth hat eine größere Gewalt als finsterner Ernst.

Meide Nichtsthun. Sei stets nützlich beschäftigt, damit der Teufel dich nicht angreifen kann. „Nüßiggang ist aller Laster Anfang.“ „Die Zeit vertreiben“ oder gar todtschlagen“ ist verderblich; nutze du sie redlich aus zum Heile deiner Seele, denn dazu hat Got sie dir gegeben.

Meide sorgsam freventliches Urtheil oder falschen Argwohn.

Kannst du die Fehler anderer entschuldigen, so thue es; kannst du es nicht, so entschuldige doch die Absicht.

Rede nie, was andere kränken oder Feindschaft stiften könnte. — „Wer nie Böses von seinem Nächsten redet,“ sagt die heilige Maria Magdalena von Pazzis, „verdient schon bei Lebzeiten heilig gesprochen zu werden.“

7. Uebung der Tugend.

Uebe die Tugend der Demuth. Gott widersteht dem Stolzen und läßt ihn zur Strafe in abscheuliche Sünden fallen. Was immer wir sind und haben, sind und haben wir von Gott. Nur die Sünde ist unser Werk, weswegen wir nur Verachtung verdienen. Zu unseren guten Werken ist die Gnade Gottes so nothwendig, daß wir ohne sie nicht einmal einen guten verdienstlichen Gedanken lassen können.

In Sittsamkeit und Keuschheit behüte deine Augen, damit sie dich nicht in Versuchungen führen. In Sprache, Stimme, Kleidung, Gang und ganzem Benehmen bewahre eine bescheidene Zurückhaltung. So gewinnst du die Achtung anderer, bist keinem zum Anstoß, und kannst leicht ein reines Herz bewahren.

Sanftmuth und Geduld übe in Prüfungen und Leiden. Klage nicht, sondern gedenke deiner Sünden und der Strafen die du verdient hast. Wer geduldig sein Kreuz trägt, büßt seine Sündenstrafen ab und erwirbt sich eine herrliche Krone im Himmel.

Abtödtung ist zur Seligkeit nothwendig. Was immer sündhaft ist oder leicht zur Sünde führt, sollen wir uns versagen. Die Kirche legt uns Fast- und Abstinenztage auf, beobachte sie getreulich. Sei mäßig im Essen und Trinken, und enthalte dich hie und da selbst eines erlaubten Vergnügens.

Endlich sollst du im Gebetsgeiste dich fleißig üben. Wer gut betet, kommt in den Himmel, wer schlecht betet, wird bald nicht mehr beten und geht verloren. Bete stets mit andächtigem Ernst, großem Vertrauen und Beharrlichkeit. Ein gutes Gebet ist eine gewaltige Macht vor dem Throne Gottes und findet sichere Er-
hörung.

8. Besondere Andachtsübungen.

Die Andacht zum bittern Leiden Jesu Christi sei dir theuer. Denke oft an das Uebermaß der Liebe, das der Herr am Kreuze gezeigt hat, und lerne hieraus, wie schrecklich die Sünde, wie theuer dem Herrn deine unsterbliche Seele, und wie groß Jesu Liebe für dich sein muß.

Habe eine große Andacht zu Jesu im heiligsten Altarssakramente, in welchem der Herr unter Brotsgestalt bei dir wohnt, sich täglich für dich in der heiligen Messe aufopfert und täglich auf deinen Besuch wartet.

Die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu ist heute die Lieblingsandacht der katholischen Welt. Große Gnaden hat der Herr an diese Andacht geknüpft. Heilige den ersten Freitag im Monat durch eine würdige heilige Kommunion.

Zu deiner himmlischen Mutter Maria habe eine innige, zarte Andacht. Gedenke, daß sie deine geistige Mutter ist, und rufe sie mit größtem Vertrauen an, besonders in Versuchungen und Prüfungen aller Art. Halte ihre Festtage in Ehren und heilige dieselben durch gute Werke, zumal durch Empfang der heiligen Kommunion. Maria ist die Mutter der Barmherzigkeit, die Zuflucht der Sünder und Mutter der Beharrlichkeit. „Ein treuer Diener Mariä kann nicht verloren gehen,“ sagt der heilige Alphons. Flöße auch andern, wenn immer du kannst, Liebe und Vertrauen zu Maria ein.

Endlich vergiß nicht die armen Seelen im Fegfeuer. Bete täglich für sie und suche besonders durch Gewinnung von Ablässen ihnen beizustehen.

9. Beruf.

Gott der Herr hat dir einen Lebensberuf bestimmt, in welchem du dich heiligen sollst. Darum bete täglich, daß Gott dir diesen Beruf kund thue. Bete oft und viel und verrichte gute Werke, und denke nur an das Wohl deiner Seele, mit Ausschluß aller weltlichen Beweggründe und Rücksichten. — Höre besonders in dieser Angelegenheit auf den Rath deines Beichtvaters.

Fühlst du dich zum Ehestande berufen, so

bete zu Gott, daß Er deine Schritte lenken, und dir in der Wahl des Lebensgefährten behülflich sei. — Als guter Katholik sieh' dich unter Katholiken um, nicht unter Anders- oder Ungläubigen. — Jange aber keine Bekanntschaft an mit einer Person, die zu heirathen du keine Aussicht, oder vielleicht nicht einmal Aussicht hast. Geh' übrigens langsam zu Werke und hore auf den vernünftigen Rath deiner Eltern.

Hast du aber eine kirchlich erlaubte Bekanntschaft angefangen, so halte diese Bekanntschaft rein; bleib nie ganz allein zusammen, sondern macht, daß stets jemand mit euch ist. So wird Sünde verhütet und der heilige Ehestand wird auf Gottes Segen gegründet sein.

Fühlst du dich aber zum Dienste Gottes im Priester- oder Ordensstande berufen, so halte dies für eine der größten Gnaden, die Gott dir erweisen kann, und folge treu diesem Rufe Gottes trotz aller Schwierigkeiten.

Manche jedoch sind zum jungfräulichen Stande in der Welt bestimmt; sie sollen durch Gebet und gute Werke sich heiligen und anderen durch ihr Beispiel sich heiligen helfen.

Dies sind die Lebensregeln, die du oft lesen, und nach welchen du dich oft erforschen und deine erkannten Fehlern bessern sollst. Befolge sie treu, und der Segen Gottes wird mit dir sein! „Thue dies und du wirst leben!“

Gebet um seinen Beruf zu erkennen.

Mein Herr Jesus Christus, ich übergebe mich Dir ganz; ich übergebe Dir meinen Leib und meine Seele, Herz, Wille, Freiheit, alles was ich bin und habe; thue mit mir nach Deinem heiligen Wohlgefallen. Laß mich Deinen heiligen Willen erkennen, ich will ihn treu erfüllen. Lasse mich, ich bitte Dich, erkennen, zu welchem Lebensstande Du mich berufen hast; ich will ihn ergreifen, wie bescheiden er auch sei, und welche Beschwerden auch immer an ihn geknüpft sind. Ich nehme alles aus Deiner Hand an und will nichts anderes als Dir wohlgefallen und meine Seele dem Himmel entgegenführen.

So erleuchte mich denn, o Herr, daß ich Deinen Willen erkenne und stärke mich, daß ich denselben treu befolge. Hilf mir auch alle

Schwierigkeiten, die sich meinem Beruf entgegenstellen, standhaft zu überwinden. „Herr, Dein Wille geschehe,“ und wenn es mich auch noch so viel kosten möge.

Maria, meine geliebteste Mutter, erlange mir die Gnade meinen Beruf zu erkennen, ihn treu zu umfassen und mich in demselben zu heiligen. Erslehe mir eine große Liebe zu deinem göttlichen Sohne und zu dir und die Gnade der Beharrlichkeit in dieser doppelten Liebe. Amen.

Worte des hl. Alphons an alle, die in den Himmel kommen wollen.

Gott will das Heil aller Menschen. „Er will, daß alle selig werden,“ sagt der hl. Paulus. I. Tim. 2, 4.) Er will aber auch allen die wirksamen Mittel zur Seligkeit verleihen, doch gibt Er sie, wie der heilige Augustin sagt, nur jenen, welche sie wollen und um sie beten. Es ist die gemeinsame Lehre der heiligen Väter und Gottesgelehrten, daß Gebet für Erwachsene so nothwendig ist, daß jene, welche nicht beten, welche es vernachlässigen den Herrn um die nöthige Hilfe, Versuchungen zu überwinden und in seiner Gnade auszuhalten, zu bitten, nicht selig werden können.

Auf der anderen Seite jedoch kann der Herr seine Gnade jenen nicht versagen, die Ihn um sie bitten; denn Er hat sie denen versprochen, die darum beten. „Rufe zu Mir, und Ich will dich erhören.“ (Jer. 33, 3.) „Was ihr immer wollt, bittet, und es wird euch geschehen.“ (Joh. 15, 7.) „Bittet, und es wird euch gegeben werden.“ (Matth. 7, 7.) Diese göttlichen Versprechen sind jedoch nicht hinsichtlich zeitlicher Güter zu verstehen, denn diese gibt der Herr nur insofern sie unserer Seele nicht schaden. Die göttlichen Versprechungen in Bezug auf geistige Güter sind bedingungslos; nachdem Er einmal sein Versprechen gegeben hat, hält Er sich verpflichtet seine Gnaden allen zu geben, die darum bitten.

Das Gebet, das von seiten Gottes ein Versprechen enthält, ist für uns ein ernstes Gebot. „Bittet, und es wird euch gegeben werden.“ (Matth. 7, 7.) „Ihr sollt allezeit beten.“ (Luk. 18, 1.) Die Worte „bittet“ und „sollt“ enthalten nach dem heiligen Thomas ein stren-

ges Gebot, das uns unser Leben lang verpflichtet und besonders wenn wir in Todesgefahr oder in der Gefahr in eine Sünde zu fallen uns befinden; denn, wenn wir dann keine Zuflucht zu Gott nehmen, werden wir sicher unterliegen. Selbst wenn wir in Sünde sind, werden wir gewiß in mehr Sünden fallen, wenn wir nicht Gottes Hilfe anrufen, um aus einem so traurigen Zustande herauszukommen.

Wird der Herr uns aber erhören, wenn wir in Sünden sind? Gewiß! Denn wenn der Sünder sich verdemüthigt und von Herzen um Verzeihung bittet, hört Gott bereitwillig auf ihn, denn „jeder, der bittet, empfängt.“ (Luk. 11, 10.) Christus sagt: „Jeder,“ also der Gerechte und Sünder; wenn er betet, wird Gott ihn gewiß erhören. Durch den Palmisten spricht Gott zu dem Sünder: „Rufe zu Mir, und Ich will dich erlösen!“ (Ps. 49, 15)

Am jüngsten Gerichtstage wird es keine Entschuldigung geben für jene, die in Sünde gestorben sind. Es wird ihnen nichts nützen zu sagen, sie hätten nicht Kraft genug gehabt, dem Ansturm der Versuchungen zu widerstehen; denn Jesus Christus wird ihnen antworten: „Wenn du keine Kraft hattest, warum hast du Mich nicht darum gebeten? Ich hätte dir Kraft gegeben. Und wenn du in Sünde gefallen warst, warum hast du Mich nicht angerufen? Ich hätte dich wahrlich von ihr befreit.“

Wenn du also ernstlich willst gerettet werden und dich in der Gnade Gottes bewahren, so mußt du oft Gott bitten um seine Hilfe und seinen Schutz. Das Konzil von Trient sagt, daß, um die Seele im Besitze der Gnade Gottes zu bewahren, die allgemeine Hilfe, die Gott allen verleiht, nicht hinreicht; sondern, daß ein besonderer göttlicher Beistand von nöthen sei, der aber nur durch Gebet erlangt werden könne. Jeder ist demnach verpflichtet, wie die Gottesgelehrten sagen, sich oft Gott anzuempfehlen und Ihn um die Gnade der Beharrlichkeit anzuflehen. Und wer mehr den Gefahren der Sünde ausgesetzt ist, ist auch verpflichtet, mehr um die Gnade der Beharrlichkeit zu beten.

Um diese unumgänglich nothwendige Gnade

der Beharrlichkeit zu erlangen, ist es überaus nützlich, eine besondere Andacht zu Maria, der Mutter Gottes, zu hegen, denn sie ist in der That die Mutter der Beharrlichkeit. Wer nicht in besonderer Weise der allerfeligsten Jungfrau ergeben ist, kann nur schwer ausharren, da alle Gnaden, wie der heilige Bernhard sagt, und besonders die Gnade der Beharrlichkeit, welche die größte von allen ist, uns nur durch Maria zukommen.

Die Nothwendigkeit des Gebetes kann nicht genug betont werden, denn es ist ganz gewiß, daß, wer betet, selig wird; wer aber nicht betet, verdammt wird.

Deshalb, mein lieber Leser, wiederhole ich, willst du selig werden, höre nicht auf, den Herrn um Erleuchtung und Stärke zu bitten, um nicht in Sünden zu fallen. Hierin sollen wir zudringlich gegen Gott sein, denn, wie der hl. Hieronymus sagt: „Diese Zudringlichkeit ist Gott wohlgefällig.“ Jeden Morgen bitte Ihn, dich an diesem Tage vor der Sünde zu bewahren. Und wenn ein böser Gedanke auftaucht oder eine gefährliche Gelegenheit zur Sünde, so spiele nicht lange mit der Versuchung, sondern fliehe sofort zu Jesus und zu seiner gebenedeiten Mutter und sprich: O Jesus, hilf mir! heilige Maria, bitte für mich.“ Dann wiederhole diese heiligen Namen öfters und vertreibe so die Versuchung. Höre aber so zu beten nicht auf, bis die Gefahr aufhört; und du wirst nie besiegt werden.

Fromme Gedanken und Anmuthungen.

Was nützt es, die ganze Welt zu gewinnen und dabei seine Seele zu verlieren?

Alles hat ein Ende, die Ewigkeit endet nie.

Nur ein Uebel ist zu fürchten, die Sünde.

Was Gott will, das ist gut und wünschenswerth.

Die ganze Welt kann uns nicht befriedigen, Gott allein kann es.

Alles unser Reichthum besteht im Gebet; wer betet, erlangt alles, was er will.

Was nützen uns alle Ehren, Reichthümer und Vergnügen der Welt in unserer Todesstunde?

Wer an die Hölle denkt, die er verdient hat,
findet jedes Kreuz und jede Trübsal leicht.
Wer auf seinen gekreuzigten Heiland schaut,
leidet alles mit Ergebung.

Keiner kann verloren gehen, der Gott wahrhaft
liebt und auf Ihn vertraut.

Wen Gott nicht befriedigt den kann nichts be-
friedigen.

O Herr, welches Los erwartet mich? Ich werde
entweder ewig glücklich oder ewig un-
glücklich sein.

O Jesus, ich liebe Dich, der Du für mich ge-
storben bist!

Wäre ich doch gestorben, bevor ich sündigte!

O Herr, Du allein genügst mir! Laß mich nie
von Dir getrennt werden.

Gib mir Deine Liebe und verfüge über mich
nach Deinem Wohlgefallen.

Lange genug habe ich Dich beleidigt; gib, daß
ich die übrige Zeit meines Lebens ganz
Dir angehöre.

O Herr, nimm die Liebe eines armen Sünders
an; der Dich so oft beleidigt hat.

Als ich von Dir floh, o Herr, hast Du mich
aufgesucht. Jetzt, da ich Dich suche, er-
barme Dich meiner.

Strafe mich, wie Du willst; doch laß mich
Dich lieben aus ganzem Herzen.

Ich liebe Dich jetzt, o Herr, und hoffe, die
ganze Ewigkeit hindurch Dich lieben zu
können.

O Maria, meine liebste Mutter, mach', daß
ich in allen Nöthen zu Dir meine Zuflucht
nehme! Bitte für mich jetzt und in der
Stunde meines Todes. Amen.

Die „Carmelite Review“ fehle in fei-
nem kath. Hause. Namentlich der Jugend
dieses Landes bietet diese herrliche Monats-
schrift eine ebenso unterhaltende, wie bildende
und veredelnde Lektüre. Wer zu Jesus will,
muß zu Maria kommen und nur, wo man sie
innig verehrt, blüht das kath. Familienleben!

Allen Herren Kollegen von der Presse,
die so freundlich waren, uns ihre geschätzten
Blätter im Austausch zuzuschicken und die un-
ser bescheidenes Wirken wiederholt in beifälliger
Weise anerkannten und uns mit Beweisen
ihres persönlichen Wohlwollens beehrten, spre-
chen wir hiermit unsern persönlichen Dank aus.

In den Tagen vom 8. bis 11. August tagte
in dem berühmten Wallfahrtsorte Lourdes in
Frankreich der 12. Eucharistische Congress.

Für Geist und Gemüth.

Du, der im Streben nach dem Höchsten
Des innern Werth's Dir bist bewußt,
Trag' stolz Dein Haupt stets vor den Menschen,
Doch beug' in Demuth Dich vor Gott?

Ja! selig und abermal selig ist der Leib,
Herr Jesu! der dich getragen, und selig sind
jene Brüste, die du gesogen hast; — darum
werden mich von nun an alle Völker selig spre-
chen, sang die Gnadenvolle und Gesegnete
unter den Weibern. O mit welchem Grunde
also ruft die Kirche: Heilige Maria, Mutter
Gottes, bitt für uns Sünder! Mit welchem
Grunde betet schon Augustin in den ersten
Jahrhunderten der Kirche: „Du, o seligste
„Jungfrau! bist die einzige Hoffnung der
Sünder; durch dich „hoffen wir Verzeihung
unserer Missethaten; so hilf denn uns „Ar-
men, tröste die Weinenden, bitte für dein
Volk!“

Maria, die Gottesmutter, anzurufen, ist
nicht Aberglaube oder Aberglaube späterer
Zeiten, sondern wirklich Uebung der ersten
Kirche; zu allen Zeiten erscholl der von Maria
selbst geweissagte Lobspruch aller Völker, wozu
sich das ewan- gelische Weib hingeworfen fühlte,
und ausrief: Selig ist der Leib, der dich ge-
tragen hat, und selig sind die Brüste, die du
gesogen hast! Ja freilich, antwortete Chri-
stus selbst, aber auch selig die, welche Gottes
Wort hören und dasselbe bewahren, wie Ma-
ria, die alle Worte Christi in ihrem Herzen
bewahrte.

Aus sturmbewegten Tagen.

Episode aus dem Kappeler Krieg. (1529—1531.)

(Schluß.)



„Spottet nur eines alten Schulkame- raden. Falsch seid Ihr alle! Doch es soll kein Theil zwischen mir und Euch in Zukunft gemein sein; im guten Glauben bin ich auf Eurer Seite getreten; jetzt weiß ich, was Ihr wollt — ich verlasse in dieser Stunde noch Euer Lager.“

„Oho — überlaufen wollt Ihr? Das werden wir Euch verleiden! Ihr habt den Fahnen- eid geschworen, und bei uns erwartet der Wellenberg einen Ueberläufer! Nehmt ihn fest und bindet ihn!“

Die Züricher griffen zu ihren Waffen und drangen auf Wolfgang ein. In diesem Augenblick erschien ein Knecht in der Thüre und schrie: „Es zieht ein starker Trupp vom Walde herüber!“ Und der Mann hatte seine Meldung noch nicht vollendet, als die Luft schon vom Kampfgeschrei der Angreifenden erdröhnte.

„Verrath!“ schrie der Junker und drang mit geschwungenem Schwerte auf Wolfgang ein. Aber gewandt wehrte dieser den Schlag ab, rannte den verblüfften Knecht, welcher in der Thüre stand, über den Haufen und eilte hinaus — ihm nach die Züricher. Allein wie sie das Freie erreichten, bot sich ihnen ein Anblick, der sie mit Schrecken erfüllte und nöthigte, von der Verfolgung Wolfgangs abzustehen.

Die Sichel des Mondes war soeben im Osten emporgestiegen; in ihrem schwachen Lichte sahen der Junker und seine Gesellen den Hügel oberhalb des Lagers mit weißen Gestalten bedeckt, welche sich mit geflügelter Eile unter dem Rufe: „Maria, die Mutter Gottes!“ von dem das Echo der Bergschluchten wiederhallte, auf die schlaftrunkenen Wachen der äußern Linie warfen. Die Wachen hielten den Anprall nicht aus, und schon wälzte sich der Knäuel von Fliehenden und Verfolgenden dem

Hofe zu, wo die Geschütze standen. Umsonst versuchte der Junker, die Fliehenden zum Stehen zu bringen; erst bei den Geschützen gelang es ihm. Da sammelten sich die aus dem Schlafe emporgeschreckten Züricher, und es kam zu einem blutigen Handgemenge. Die Tapfersten der Züricher fielen, unter ihnen der Landeshauptmann Frei, fünf andere Hauptleute, mehrere Rathsherren und mancher angesehenere Biedermann. Aber die Tapferkeit dieser Leute konnte den Schrecken, den der plötzliche Ueberfall den Schaaren eingejagt hatte, nicht bannen, und der wankende Haufe hielt dem wuchtigen Andränge der erbitterten Bergbewohner nicht Stand. Bald waren die Geschütze genommen. Da warf sich die Schaar der Züricher in wilder Flucht auf den untern Heerhaufen, der sich eben zum Kampfe ordnete. Wieder entbrannte ein wildes Handgemenge, und nach einer blutigen halben Stunde löste sich das ganze Heer der Züricher in regellose Flucht auf. Da küßten aber noch mehr ihr Leben ein, als im Kampfe, indem sie bei Nacht in der unbekanntenen Gegend über Felsen und Schluchten stürzten, oder den ergriminten Hirten in die Hände fielen. Auch der Junker Frei endete sein Leben durch einen unglücklichen Sturz im Lorenztobel.

Der Morgen dämmerte herauf, als sich die Sieger auf der Wahlstatt versammelten. Jubelnd drückten sie sich die Hände. „Allgewonnen! Allgewonnen!“ hieß es. „Gott und Unserer Lieben Frau sei Lob und Dank!“ Nach alter Sitte knieten sie nieder und beteten. Die Beute an Geschützen, Fahnen, Harnischen, kostbaren Gewehren war reich.

Inzwischen war man beschäftigt, die Verwundeten aufzusuchen und ihnen Pflege angedeihen zu lassen. Allen voran eiferte der fromme Pfarrer von Aegeri, der als treuer Hirte mit den Seinen in den Kampf gezogen

war, um den Sterbenden geistliche Hilfe, den Verwundeten leibliche Pflege zu widmen. Mehr als Ein Zwinglianer war froh, in seinen Nöthen einen Priester zu finden; denn die neue Lehre hatte damals noch nicht so feste Wurzeln gefaßt. Eben durchging er die Gefallenen am Fürschwander Hofe. Zwischen Leichen traf er einen Jüngling in seinem Blute, der krampfhast das Erkennungszeichen der Katholischen, das weiße Tuch, jetzt rothgefärbt, um die Schultern festhielt. Wie der Priester das bleiche Gesicht mit den schönen braunen Locken sah, fuhr er erschrocken zurück. Er hatte den Sohn des Bannerherrn bei Besuchen in Zug öfters gesehen. „Seid Ihr es, Herr Kolin?“ frug der Priester.

Der Verwundete schlug die Augen auf und lächelte, als er den bekannten Pfarrherrn erblickte. Aber sofort schlossen sich seine Augenlider, er war zu schwach, eine Antwort geben zu können. Der Priester sah es, flößte ihm etwas Wein ein, untersuchte und verband seine Wunde. Es war ein klaffender Schnitt in der rechten Schulter, der bis aufs Schlüsselbein eingedrungen war. Der Blutverlust mußte groß gewesen sein. Der Seelsorger versuchte nochmals, den Verwundeten zu sich zu bringen; aber der Jüngling lag in tiefer Ohnmacht; da spendete er ihm das heilige Sakrament der Delung. Dann ging er und rief einige seiner Pfarrkinder herbei.

„Der Sohn des Bannerherrn Kolin liegt schwer verwundet da. Macht euch eine Tragbahre und traget ihn heute noch nach Zug hinunter.“

Schleunig wurde der Wunsch des Pfarrherrn ausgeführt.

Wolfgang hatte in der Dunkelheit und Verwirrung des ersten Angriffes einige Augenblicke unbemerkt dem Kampfe zugehört. Dann nahm er sich von einem Gefallenen ein weißes Tuch, rasch begreifend, was dieses zu bedeuten habe, und stürzte in die Schlacht. „Vater, Schwester,“ sagte er, „ihr sollt wenigstens den Trost haben, daß man meine Leiche unter den Unseren und mit dem Feldzeichen der Unseren finde.“

8. Die Ausföhnung.

Der Winter hatte seine Vorboten ins Land geschickt; auf den Bergen war schon seit Tagen Schnee gefallen, und nun wirbelten die Flocken auch drunten im Thale, als wollten sie das ganze Land im Sturme nehmen. Der Zugersee schäumte und brauste unter den heulenden Stößen des Nordwestwindes, der graues Schneegewölk an den Bergen dahintrrieb.

Hedwig saß am Bette des schwerkranken Bruders. Bewußtlos war er vor einer Woche ins Haus gebracht worden; dann hatte sich ein heftiges Fieber eingestellt. „Genüßerschütterung,“ sagte der Feldscheerer kopfschüttelnd, „mehr noch als diese Wunde scheint diesen Paroxysmus zu verursachen.“ Die Schwester strickte, die Augen auf Wolfgang geheftet. Die alte Magd öffnete leise die Thüre; Hedwig erhob sich und verließ geräuschlos das Zimmer.

„Der Herr Pfarrer läßt Euch fragen, wie es mit dem Kranken stehe.“

„Er schläft seit gestern Abend. Die Hitze und das wirre Reden haben, Gott sei Dank, nachgelassen.“

„D das ist gut! Der Doktor hat gesagt, so müsse es kommen, wenn es sich zum Guten wende. Ich habe aber auch gestern Abend im Weinhaufe bei den heiligen vierzehn Nothhelfern ein Kerzlein angezündet.“

Hedwig trat leise wieder an das Krankenbett, und wie ihr Blick so voll Liebe und Mitleid auf dem Angesichte des Bruders ruhte, siehe, da öffneten sich seine Lider, und sein Blick war nicht mehr so starr und trüb, wie in den letzten Tagen, sondern klar und seelenvoll. Das Auge schloß sich zwar sofort wieder; aber ein wehmüthiges Lächeln flog über die Züge des Kranken — es war kein Zweifel, er hatte seine Schwester erkannt.

„Wolfgang, Wolfgang!“ rief die treue Seele, die Hand des Kranken fassend. „Gott und der seligen Jungfrau sei Dank, welche dich uns wieder schenkt.“ Ein schwacher Händedruck war die Antwort, und wieder senkte sich wohlthuerender Schlummer auf die Augen des Verwundeten. Das Mädchen aber betete:

„Nimm mein Opfer an und schenke ihn uns ganz wieder!“

Zwei Wochen waren verflossen. Wolfgang's Genesung hatte solche Fortschritte gemacht, daß er für Stunden sein Lager verlassen konnte, Dank der Kraft seiner Jugend und der liebevollen Pflege seiner Schwester. Da kam die frohe Kunde, der Frieden sei geschlossen. Nach den beiden verlorenen Gefechten bei Kappel und auf dem Gubel hatte sich Muthlosigkeit des reformirten Heeres bemächtigt, und wie sehr auch die Ráthe auf der Fortsetzung des Krieges bestanden und die Prádikanten eiferten: im Lager war die Stimmung keine kriegerische. Offen sprach man es aus, die Katholiken seien Wiederleute; sie hätten männlich gehandelt und ihr gutes Recht nach Gebühr geschirmt, und Gott habe gerichtet. So kam es zum Frieden. Auf dem Hofe Denikon bei Baar traten die Abgesandten unter freiem Himmel auf Sanct Othmarstag den 16. Wintermonat 1531 zusammen — der Ort, die „Bühni“ genannt, wird heute noch an der Straße unterhalb des Breitholzes gezeigt. Da verhandelten sie die Friedensartikel und umarmten sich unter Freudenthränen. Der Bannerherr Kolin that viel zu dieser glücklichen Vereinigung; sein Name steht mit auf der denkwürdigen Urkunde. In ihr wurde der alte katholische Glaube den fünf Orten verbürgt, sie in allen ihren Rechten und Herrlichkeiten bestätigt und Schadenersatz versprochen. Groß war die Freude in den katholischen Kantonen; von Thal zu Thal verkündeten es die Glocken und von Berg zu Berg die Freudenfeuer.

An einem der letzten Tage des Wintermonates zog das siegreiche Heer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele in Zug ein, um Gott in derselben Kirche Dank zu sagen, von der es zum Kampfe ausgezogen war. Die Wintersonne glitzerte und spielte in den Waffen und Rüstungen der Sieger; unendlicher Jubel erfüllte die Gassen des Städtchens. Auf dem Platze unter den Linden wurde die Beute aufgestellt: einunddreißig Geschütze auf Rädern, mehrere Hundert Hafenhüchsen und kostbare Gewehre, sechs eroberte Fahnen, dazu Harnische, Helme und Waffen in bunter Menge.

Wolfgang saß am Fenster und schaute dem Buge zu. Hedwig stand neben ihm.

„Da kommt der Vater; schau, wie stattlich er zu Pferde sitzt, und wie fest seine Hand das wallende Banner trägt. — Sieh, er grüßt uns.“

„Der Gruß hat dir geglolten, Hedwig,“ erwiderte Wolfgang.

„Auch dir, glaube mir, lieber Bruder. Ich sagte es dir schon gestern, du thust dem Vater Unrecht, wenn du wáhnst, er werde dir nicht verzeihen.“

„Ich habe ihn zu bitter und zu tief verletzt. „Mein Sohn — ein Verráther,“ wird er sich sagen. Nein, er kann es mir nie vergessen,“ klagte gesenkten Hauptes der Genesende.

„Und ich weiß, daß er dir verzeihen hat,“ erwiderte die Schwester. „Unser würdiger Herr Pfarrer ist bei ihm im Lager gewesen. Er hat deinetwegen mit ihm gesprochen und ihm alles gesagt, wie du nie vorhattest, den Glauben zu verläugnen und wie die Züricher dein vertrauendes Herz betrogen haben.“

„Und hat er mir Verzeihung verheißen?“

„Er erwartet, und mit Recht, daß du ihn darum bittest; — nicht wahr, du thust es, lieber Bruder?“

„Ich werde es thun; es ist meine Pflicht.“

„Gott sei gepriesen!“ schloß die treue Schwester.

Der Tag ging laut und fröhlich vorüber. Das Haus war voll von Gästen. Die Dämmerung kam, und noch hatte Kolin seinen Sohn nicht besucht. Da trat Hedwig in die Stube des Genesenden.

„Hat der Vater nach mir gefragt?“ forschte dieser ängstlich.

„Er hat sich einmal nach deinem Befinden erkundigt,“ sagte die Schwester, „dann hatte er den ganzen Tag vollauf mit den Gästen zu thun. Jetzt ist er allein drunten in der Stube.“

„So will ich zu ihm hinunter; aber laß uns vorher ein Vaterunser beten.“

Die Geschwister knieten nieder und beteten; dann stieg Wolfgang, auf Hedwigs Arm gestützt, die Treppe hinunter. Sie traten in die

Stube. Der Vater richtete sich auf, und als er seines Sohnes ansichtig wurde, erfaßte ihn eine gewaltige Bewegung. Wohl hatte er dem würdigen Pfarrherrn versprochen, seinen Sohn mit Ruhe und Liebe aufzunehmen; aber der ploßliche Eindruck war zu überwältigend. Zürnend blickte sein Auge auf den Jüngling, und mit hartem Tone sagte er: „Mädchen, wen bringst du hier?“

„Vater, Vater! rebet nicht so — es ist Euer Sohn: Euer reumüthiger Sohn —“

„Er hat sein Land verläugnet, seinen Glauben verläugnet —“

„Und Gott hat ihn heimgesucht und erbarmungsvoll zurückgeführt. Wo Gott verzeihen hat, da sollst auch Ihr verzeihen. An uns allen hat er Barmherzigkeit geübt und uns wider alle menschliche Hoffnung diesen glorreichen Sieg verliehen. Wie könnt Ihr an diesem Tage der Erbarmung hart und unerbittlich sein? Und dann, hat er seinen Fehltritt nicht dadurch gesühnt, daß er im Kampfe für unsern heiligen Glauben seine Wunde empfing?“

Die Worte der Jungfrau machten einen tiefen Eindruck auf den Vater; er sah auf seinen Sohn, der stehend vor ihm niedergesunken war, und sprach in milderem Tone: „Du hast eine gute Fürsprecherin, Wolfgang. Um Gottes willen, der uns diesen herrlichen Sieg verlieh, und um deiner Schwester willen, die für dich bittet, verzeihe ich dir und nehme dich wieder als Sohn an.“

„Gott und die heilige Jungfrau sei gepriesen in Ewigkeit!“ rief Hedwig.

Und der Bannerherr hob seinen Sohn auf und gab ihm den Versöhnungskuß.

Bald kam das heilige Weihnachtsfest. An diesem schönen Tage durfte Wolfgang zum erstenmale das Haus verlassen. Sein erster Gang war nach Sanct Oswald. Dort empfing er neben Vater und Schwester das Brod der Engel, den Friedensfürsten; noch nie hatten sie den Gesang der Engel so gut verstanden, wie diesmal:

„Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“ Am Abende sang Wolfgang zur Laute dem Vater und der Schwester ein schönes Weihnachtslied.

Ich hab' gesehnt, gerungen,
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Ein seltsames Gedicht.

Das sang von einem Kinde
In einer Krippe klein,
Nings brauseten die Winde,
Es ging durch Mark und Bein.

Das sang von einer Frauen
So überirdisch schön,
Wie Lilien auf den Auen,
Bei rauhen Dornen steh'n.

Das sang von Engelschören,
Von süßem Liederschall:
„Gott in der Höh' sei Ehre,
Friede den Menschen all!“

Und als im Herz erklingen
Dies himmlische Gedicht,
Da hat die Nacht durchdrungen
Ein freudig Friedenslicht.

Das strahlet nun so helle
Durch meine Seele hin,
Muß stets nun an der Schwelle
Des armen Stalles knie'n.

Muß schauen mit Vertrauen
Auf's holbe Kindelein,
Muß fleh'n zur lieben Frauen,
Sie soll mir Mutter sein.

Ich hab' gesehnt, gerungen,
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Dies göttliche Gedicht.

So sang der Jüngling, und alle drei dankten dem göttlichen Kinde, das mit seinem Frieden in ihre Herzen eingekehrt war.

Dann hatte Hedwig eine Unterredung mit ihrem Vater. Sie dauerte lange; endlich sagte er: „Gehe und bringe das Opfer, das du gelobt hast. Sei eine reine Braut Christi; bete für uns und unser Land.“

Auch Wolfgang hatte nicht lange nachher

mit dem Vater zu reden. „Vater,“ sagte er, „es drängt mich, meinen Fehltritt zu sühnen. Ich habe, von irdischer Liebe verblendet, mein Schwert den Feinden unseres Glaubens geliehen. Sie will ich denn aller irdischen Liebe entsagen und meinen Arm der Vertheidigung unseres Glaubens weihen. Ich gehe nach Italien und will um das Ordenskleid des hl. Johannes des Täufers flehen. Seine Ritter haben in diesen Jahren Rhodus so heldenmüthig vertheidigt; in ihren Reichen möchte ich kämpfen und wenn es Gottes Wille ist, fallen.“

Da flammte das Auge des Bannerherrn, und er sagte: „Ziehe hin, mein Sohn, und weihe deinen Arm dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit! Geht, geht, meine Kinder! wenn euch Gott haben will, so will ich euch nicht zurückhalten.“

Als der Frühling kam und der Schnee auf den Bergen schmolz, zogen die beiden Geschwister fort. Hedwig ging nach Einsiedeln; dort nahm sie in dem einsamen Klosterlein in der Au den Schleier. Wolfgang zog über die Alpen nach Rom und von da nach Malta, wo er in den Orden aufgenommen wurde. Drei Jahre später, als die Kunde von der Eroberung von Tunis Europa durchflog, meldeten durch die Schweiz heimkehrende Krieger, unter der tapfern Schaar der Malteser habe auch ein junger Zuger sich ausgezeichnet und sei von Kaiser Karl zum Ritter geschlagen worden.

Das war eine frohe Kunde, die der Bannerherr von seinem Sohne erhielt. Der würdige Mann lebte noch viele Jahre, von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt, bis er endlich hochbetagt im Frieden seine Augen schloß. Sein Andenken ist im Segen. Spätere Geschlechter haben sein Bild in Stein gehauen, und heute noch steht er von Kopf zu Fuß gewappnet, das Zuger Banner in der Hand, auf der stattlichen Brunnen säule vor dem Hause, das er ehemals bewohnte — ein mahnendes Bild aus einer kraftvollen Zeit, die für Recht und Glauben zu kämpfen und siegen wußte.

Lange vor ihm starb drüben in Zürich der Säckelmeister Edlibach. Sein Lebensabend war nicht so milde, wie der seines vormaligen

Freundes aus Zug. Nach dem Tode des Junker Frei hatte er seine Tochter gegen ihren Willen zu einer Ehe mit einem andern vornehmen Züricher vermocht. Die Ehe war aber unglücklich, und Agnes starb bald. Darob grämte sich der alte Mann, und noch ein anderer Wurm nagte an seinem Herzen — bittere Gewissenszweifel. Er war nie von der neuen Religion überzeugt gewesen, und nun fühlte er sein Ende nahen. Es ereilte ihn, bevor er in diesen Kämpfen zu einem Entschlusse gekommen war. Nach seinem Tode verließ die alte Regula Zürich; sie wollte das Glück haben, mit den Tröstungen der katholischen Religion sterben zu können.

Hedwig verlebte lange Jahre voll heiliger Ruhe im Klosterlein in der Au; Gebet und Arbeit kürzten die Stunden. In Demuth und Liebe leuchtete sie den frommen Schwestern allen vor, gleich einer reinen, duftenden Lilie unter den Blüthen des Gartens. Als die würdige Aebtissin starb, wurde die Schwester Maria von der Opferung — so lautete Hedwigs Klostername — einstimmig zu ihrer Nachfolgerin erwählt. Unter ihrer milden Leitung erreichte das Kloster die schönste Blüthe. Endlich nahte auch ihr Ende; es war sanft und heilig, wie ihr Leben. „Ich komme, ich komme,“ sagte sie in ihren letzten Augenblicken mit verklärtem Antlitz. „Heilige Engel, führt mich zu meiner Mutter, zu meinem Bräutigam.“ Die guten Nonnen weinten sehr, da sie ihre ehrwürdige Mutter in das Grab senkten.

Als die ersten Rosen auf ihrem Hügel blühten, kam eines Nachmittags der gnädige Abt von Einsiedeln mit einem fremden Pilger an die Klosterpforte. „Macht uns euren Gottesacker auf, Schwester Juliana; der Pilger hier möchte eines eurer Gräber sehen.“ Die Pförtnerin folgte verwundert dem Befehle des Abtes und staunte nicht wenig, als sie den hochgewachsenen greisen Pilger entblößten Hauptes am Grabhügel der letzten Aebtissin niederknien sah. Lange weilte er da im Gebete; als er sich erhob, brach er eine weiße Rose, die ihren Kelch soeben entfaltet hatte.

„Es ist der Bruder eurer seligen Aebtissin,“

sagte der Abt zu den verwunderten Nonnen, „ein Malteserritter. Er ist nach Maria-Einsiedeln gekommen, um seinem Gelübde gemäß das Schwert, welches er vorigen Herbst bei Lepanto gegen die Türken führte, in der Gnabentkapelle aufzuhängen. Der andere Zweck seiner Reise, die liebe Schwester, welcher er viel verdankt, noch einmal zu sehen, ist ihm nicht erfüllt worden — Gott wird ihm aber

in der himmlischen Heimath mit einem ewigen Wiedersehen vergelten.“

Am folgenden Morgen reiste der Pilger wieder ab, Italien zu. Und über Jahr und Tag legte auch er sich zur Ruhe, und die Ordensbrüder zu Malta gruben ihm ein Grab und pflanzten weiße Rosen darauf, gerade solche, wie sie auf dem Hügel seiner Schwester blühten, deren Opfer ihm Gnade und Erbarmung bei der Mutter aller Barmherzigkeit verdient hatte.

Genügsamkeit.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde am Schlosse eines kalpinistischen Edelmannes im südlichen Frankreich spät am Abend angeklopft. „Wer ist draußen?“ ließ sich eine barsche Stimme vom vergitterten Erkerfenster aus vernehmen.

„Wir sind zwei Kapuziner, die sich im Walde verirrt haben und ganz bescheiden um ein Obdach bitten.“

„Hier können Leute eures Schlages keine Unterkunft finden; ich bin eures Glaubens nicht, darum macht ihr, daß ihr fortkommt!“

„Aber,“ entgegnete der eine der Patres eindringlich, „wir wünschen ja nur ein wenig Schutz gegen den strömenden Regen und das bescheidenste Plätzchen genügt uns.“

„Dann verfügt euch in den Stall, dorthin gehört ihr. Mein Knecht wird euch die Thür öffnen.“ Die Patres dankten, und bald darauf erschien sein Knecht und begleitete sie mürrisch in den Pferdestall.

Am andern Morgen in aller Frühe machten sich die Ordensleute wieder auf den Weg, um die Visitation der Klöster, zu welchem Zwecke sie auf Reisen waren, weiter fortzusetzen. Da begegneten sie ihm einem bekannten Herrn, der auf dasselbe Schloß wollte, das sie soeben verlassen hatten. Er grüßte ehrfurchtsvoll und als er hörte, woher sie kämen, fragte er, wie sie vom Edelmann aufgenommen worden seien.

„O ganz unserem Stande gemäß!“ entgegnete der ältere der Patres, „weil wir so früh aufbrechen mußten, konnten wir dem

Schloßherrn aber vorher nicht erst den gebührenden Dank abstaten. Wollen Sie nicht die Güte haben und unsern Dank und Gruß übermitteln?“

Der Herr zeigte sich dazu bereit, setzte seinen Weg fort und entledigte sich alsbald nach Ankunft auf dem Schlosse seines Auftrages.

„Angelus? ich kenne keinen Angelus,“ entgegnete der Schloßherr verwundert.

„Du kennst den Angelus nicht mehr, den ehemaligen Herzog von Tolosa und den Vizekönig von Aquitanien? Nach seiner eigenen Aussage hast Du denselben doch in dieser Nacht beherbergt.“

„Daran ist kein wahres Wort. Außer zwei Kapuzinern, die im Stalle kampirt haben, besand sich kein Fremder auf dem Schlosse.“

„Eben einer von diesen Patres ist der ehemalige Herzog.“

„Nicht möglich!“ rief der Schloßherr erschrocken und setzte beschämt hinzu: „Dann muß ich Abbitte leisten.“

Alsbald ließ er sein Pferd satteln, jagte den Ordensleuten nach und holte sie auch glücklich ein und bat demüthig um Verzeihung. Fußfällig bestürmte er sie, wieder mit ihm zum Schloß zurückzukehren, damit er durch ehrende Bewirthung den Fehler in etwa wieder gut mache. Die ungemeine Freundlichkeit, welche er bei beiden Ordensleuten fand, noch mehr aber die tiefe Demuth, welche sich darin zu erkennen gab, daß sie ihm erklärten, er habe ihnen ja gar kein Unrecht zugefügt, habe ihnen also auch keine Abbitte zu leisten, rührte ihn so, daß er nach kurzer Zeit seinen Irrweg verließ und ein eifriger Katholik wurde.